Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 33 — Marburg i. H., den 14. August — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Religion und Weisheit — Das religiöse Erlebnis. 1 — Zur Verständigung über die Diesseitsreligion — Das Kirchenlied in den Briefen von Goethes Mutter — Vom Balkan. Der Tragödie zweiter Teil. 5 — Verschiedenes: Das Wesen der evangelischen Kirche (Waitz); Kirche und Bekenntnis (Stavenhagen); Um Sterbelager der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate (Ebert); Die Organisation der römischen Kurie (Ruck); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Religion und Weisheit

Morgenandacht beim Pariser Weltkongreß 18. Juli 1913

Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? (1. Kor. 1, 20).

Auf unsrer heutigen Tagesordnung steht das Verhältnis von Religion und Philosophie. Wir heben unsre Augen zu den Höhen der Erkenntnis empor, auf die uns weise und gelehrte Männer führen sollen; wir sind gewiß, man wird uns heute noch mehr geistige Schätze bieten als die Tage her. Zuvor aber beugen wir uns unter Gottes Wort. Wir beugen uns darunter; ja, wir wollen uns von ihm richten lassen, soweit uns das Gericht not tut. Und es scheint ein vernichtendes Urteil zu sein, das Paulus über uns und unsern ganzen Kongreß fällt: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?" Wie nimmt sich unser Werk aus, gemessen an diesem Wort?

Wir stellen zunächst fest, daß, der es gesprochen, Paulus, selbst zu den klugen, weisen, schriftgelehrten Männern gehört hat. Er war in der Theologie seiner Zeit gründlichst bewandert. Mit welchem Scharfsinn, einem Scharfsinn, der der „Weisheit dieser Welt" alle Ehre gemacht hätte, hat er sich zum Beispiel bemüht, aus dem Alten Testament heraus die Ungültigkeit eben dieses Alten Testamentes nachzuweisen! Er glaubte zwar, um Christi willen alle Weisheit und Bildung für nichts zu achten; aber er hat in Wirklichkeit seine Bildung und Weisheit in den Dienst Jesu Christi gestellt und hat als der erste christliche Theologe das Evangelium Jesu intellektuell verarbeitet und sichergestellt. Wie viele Männer sind ihm von Origenes bis Schleiermacher auf diesem Wege gefolgt! Gott hat immer auch seine Diener gehabt, die einfältig, ohne Wissen und Weisheit, gewandelt sind und ohne viel gelehrte Bildung doch sein Reich gemehrt haben. Aber die Großen, deren Werk fortdauert, haben ihm immer auch ihren Geist, ihren ganzen, reichen, allumfassenden Geist geweiht. Können wir uns das Reich Gottes ohne Augustin, Thomas, Luther und Calvin denken und diese Männer ohne Weisheit, Klugheit und Gelehrsamkeit? Zu welch stolzen Bauten haben sie das christliche Dogma emporgeführt! Dabei war freilich ihr Arbeitsgebiet anders als die Tummelplätze der Weltweisen; aber die Mittel und die Art ihrer Arbeit war doch von der „Weisheit dieser Welt" beherrscht. Oder denken wir an die Werke, die die Kunst zur Ehre Gottes errichtet hat. Hätte Bach seine Passionen schreiben können, wenn er nicht musikalisch gebildet, ein Meister auch in der Technik der Musik gewesen wäre? Ich war kürzlich in Rouen, der Stadt der hundert Kirchtürme. Was dort an gewaltigen und vergeistigten Domen gen Himmel ragt, hat die „Weisheit dieser Welt" errichtet; wir müßten unsre Gottesdienste in Kammern und Scheunen halten, wenn sie unsere Gotteshäuser nicht je und je mit ihrem heiligen Schmucke umkleidet hätte. Kurz, seit der Zeit Jesu Christi sind die Weisen, Klugen und Schriftgelehrten dem Evangelium zur Seite gegangen und haben ihm die Stätte in der Welt bereitet. Und die Not des Glaubens in unsrer Zeit geht nicht zum wenigsten darauf zurück, daß sich die Kreise des Intellekts von der Kirche weggewendet haben. Nicht, wie wir die Massen, sondern wie wir die Gebildeten zurückgewinnen, ist die brennendste Sorge. Haben wir die Gebildeten, gilt die Vereinigung von Religion und Wissen, gilt Gebildet und Fromm sein wieder als selbstverständlich und der Unglaube als die Ausnahme, dann sucht die Masse von selbst wieder den Weg zu Gott.

So räumen wir mit aller Kraft den Weisen, Klugen und Schriftgelehrten ihren Platz im Reich Gottes ein. Nicht nur das Herz, auch der Kopf stammt von Gott und muß in den Dienst Gottes gestellt sein. Nicht nur die Frömmigkeit, auch die „Weisheit dieser Welt" ist im letzten Grund ein Kind Gottes.

Und doch lassen wir uns gern und willig vor der Weisheit warnen. Die Schriftgelehrten haben zu allen Zeiten die Sache Gottes gefördert, aber sie haben sie zu allen Zeiten auch verdorben. Die Geschichte des christlichen Dogmas ist bei allem Großen, das ihr innewohnt, doch bis auf diesen Tag eine grausame Tragödie der Irrungen gewesen. Der Hauptirrtum war, daß die Menschen mit ihrer Weisheit Gott zu fassen meinten und doch immer nur den Saum seines Gewandes gestreift haben. Die Scholastik, die lutherische nicht anders als die katholische, hat das Evangelium zu einem großen Lehrkomplex gemacht; die Lehren annehmen, war Glaube, sie ablehnen, war Unglaube. Dabei war der Unterschied nicht groß, ob man die Güter des Glaubens rationalisiert oder für irrational erklärt, ob man dem Kreuz Christi sein Aergernis genommen oder das Aergernis als sein wesentliches Merkmal nachgewiesen und es noch vergrößert, noch komplizierter gestaltet hat. In dem mächtigen Lehrgebäude der lutherischen Orthodoxie hat weithin die „Weisheit dieser Welt" ihre Triumphe gefeiert. Es gehört zu den verhängnisvollen Beigaben unsres menschlichen Intellekts, daß er immer geneigt ist, zu herrschen statt zu dienen, daß er nicht Mittel, sondern Zweck sein will, daß er, statt die Kräfte der Phantasie, des Herzens, des Lebens zu gestalten, sich an seinen eigenen Gebilden erbaut. Das ists denn auch, was den Kredit der Schriftgelehrsamkeit untergraben hat: sie steht immer in der Gefahr, die Lehren über Gott an die Stelle Gottes selbst zu setzen, den Glauben durch eine Reihe intellektueller Voraussetzungen und Folgerungen zu verdrängen oder doch ohne ihre Annahme für unmöglich zu erklären.

Dem gegenüber soll dies die Aufgabe unserer Schriftgelehrsamkeit sein, durch die Lehren über Jesus Christus hindurch zu Jesus Christus selbst zu führen, durch unsere theologische Arbeit das Leben des Glaubens immer mehr von dem Ballast der Theologie zu befreien. Es geht auf dem Gebiet der Religion heute wie auf dem Gebiet unsrer gesamten Kultur. Ein Großstadtmensch braucht viel Wissen, Weisheit und Bildung, bis

er sich — mit deren Hilfe — von der Ueberschätzung der komplizierten Kultur losringt, zur Natürlichkeit zurückkehrt und bei der Ausgestaltung seines inneren und äußeren Lebens das Einfache sucht. So reißt die Schriftgelehrsamkeit die Mauern ein, hinter denen das Evangelium in Gefangenschaft gehalten war, und schält aus dem intellektualistischen Niederschlag der Jahrhunderte die schlichte, klare, leuchtende Herrlichkeit Jesu selbst heraus. Sodann gilt es, das religiöse Leben in seinen Beweggründen, Vorgängen und Zielen zu untersuchen, die Gesetze festzustellen, nach denen es vermutlich verläuft, und die Zusammenhänge nachzuweisen, die die Religion mit unsrer ganzen Kultur verbinden. Schließlich sollen unsre Schriftgelehrten das Gebiet der Weltanschauung durcharbeiten und Hand in Hand mit den „Weisen dieser Welt" immer von neuem dem Sinn und Zweck des Lebens nachspüren; sie arbeiten damit nur im Vorhof der Religion, und errichten doch zugleich Mauern, ohne deren Schutz der Glaube verkümmert.

Das eigentliche Leben des Glaubens aber — das soll uns bei unsrer Schriftgelehrsamkeit immer vor Augen stehen — geht fern von dem Markt der Weisen und Klugen vor sich. Sie können es durchforschen, sie können es auch hemmen und zerstören, aber sie können es niemals hervorrufen. Das eigentliche Leben des Glaubens spielt sich in unsrer Seele ab, und Gott allein ists, der es durch seine Gnade in uns weckt und pflegt.

Johannes Kübel

Das religiöse Erlebnis

Manchem wird der Versuch, ein so gewaltiges Thema — und noch dazu in dieser Kürze — zu behandeln, als ein keckes Wagnis erscheinen. Aber wie auf dem Gebiete der Erkenntnis jedes gelöste Problem uns in neue verstrickt, so umklammern alle diese Systeme der Kultur, die uns von allen Seiten kommen und mit denen man einen Kultus treibt, wie einschmeichelnd sie sich geben, das beste Leben unsrer Seele mehr und mehr. Nicht mit denen, welche in der betriebsamen Geschäftigkeit mit nur menschlichen Zusammenhängen und deren Projektionen ein volles Genüge finden, sondern nur mit Jemand, dem innerhalb dieser aufdringlichen Geschäftigkeit, immer einsamer werdend, die Seele weint, kann ich hoffen, mich zu verständigen. Dann aber wird zur Notwendigkeit, was sonst überflüssig erschien. Und wenn es wirklich einen Trost gibt, so muß er auch kurz sein können; ist es doch nur die Abwehr der Welt, die die dicken Bücher nötig macht.

1

Die Möglichkeit des Erfassens eines zunächst Problematischen hat zur Bedingung, daß man sich ihm nähern könne. Wie in dem Akte der Aufmerksamkeit zum Objekt nicht in Beziehung Stehendes ausgeschieden wird, so ist, wo die ganze Fülle und der innerste Kern der Seele vor dem Auge liegt, Alles abzublenden, was den Blick beirren könnte. Aber wie dort nur dasjenige beiseite gesetzt werden darf, was aus der Natur des in Frage stehenden Objektes heraus dazu bestimmt ist, so ist auch hier ein Grund aufzuweisen, der nicht gewaltsam herrisch, sondern nach der Einsicht des inneren Rechtes in seine Schranken dasjenige zurückweist, was sich ihm hindernd in den Weg stellen will. Da aber die Seele hier in Diskussion steht, so bringt uns unsre Aufgabe zunächst vor die Frage, die Methode welcher Psychologie für diesen Zweck die richtige, welche andere abzulehnen sei. Die Beantwortumg dieser Frage aber ginge über unsere Kräfte, wenn sie wenigstens im Prinzip, und nur dies ist hier nötig, nicht bereits gegeben wäre. Das ist, wenn ich richtig sehe, ein, wenn nicht der größte, Ertrag der Lebensarbeit Wilhelm Diltheys. Es kann sich hier nicht darum handeln, den Stadien dieses Weges noch einmal nachzugehen; sie liegen jeder Einsicht offen; nur das in Betracht kommende und erreichte Ziel ist sichtbar zu machen und seine Bedeutung für unsere Zwecke aufzuzeigen.

Diejenige Psychologie, die heute fast alle Katheder beherrscht, steht unter dem Einflusse des Geistes der beiden Mill, Spencers, Taines. „Leitete die ältere Psychologie noch bis auf Herbart, Drobisch und Lotze einen Teil dieser Elemente aus der Metaphysik ab, so gewinnt die moderne Psychologie — diese Seelenlehre ohne Seele — die Elemente für ihre Synthesen nur aus der Analysis der psychischen Erscheinungen, in ihrer Verbindung mit den physiologischen Tatsachen."*) Das ist das Charakteristikum dieser „erklärenden" Psychologie, daß sie sich überall in ihren Methoden irgendwie (denn auf die sehr vielen einzelnen Richtungen kann hier nicht eingegangen werden) mit den Methoden der Naturwissenschaft in Verbindung setzt. Freilich, „Gesetze" sind dabei bis jetzt nicht herausgekommen, und was diesen Namen trägt, tut es mit Unrecht. Das würde aber schließlich nicht gegen die Richtigkeit der Methode sprechen, denn was nicht ist, könnte noch werden. Aber diese Methode eben ist falsch; denn eine solche Bezeichnung verdient sie, wenn sie, statt den Blick zu erhellen, ihn verdunkelt; wenn sie sich in Sicherheit wiegt, wo alles ringsum voll Unsicherheit ist. Sie nimmt die Miene an, als rede sie abschließend, und doch jagt nur eine Hypothese die andere. Es bezeichnet den Kern ihres Wesens, wenn man sie einen mehr oder minder verhüllten Materialismus nennt, denn „jede Theorie, welche den Zusammenhang in den physischen Vorgängen zu Grunde legt und diesem die psychischen Tatsachen nur einordnet, ist Materialismus."**) Und alle Einwände, welche diesen treffen, treffen auch jene: die durchgängige Unvergleichbarkeit des Psychischen und Physischen; die Verkennung der Tatsache, daß unser Geist die Natur uns so erscheinen läßt, wie sie uns erscheint; daß man, wenn die äußere Natur um Aufschlüsse angegangen wird, bei Mondlicht arbeitet, statt in der Sonne; der durchaus metaphysische und garnicht rein wissenschaftlich begründete Dualismus. (Was sich heute „Monismus" nennt, ist noch hypothetischer; denn während der „Dualismus" sich immer noch auf primäre, wenn auch nicht richtig gedeutete Tatsachen beziehen kann, so ist jene Art von Monismus nur aus der Opposition gegen die dualistische Theorie entstanden. Ohne selbst auf festem Grund und Boden zu stehen — denn dieser findet sich eben nur auf dem Gebiete, das er perhorresziert — kämpft er als bloße Behauptung, ohne den Rückhalt ernster Arbeit, gegen eine andre an, die wenigstens harte Mühen auf sich genommen hat. So etwas aber verdient den Namen einer Don-Quixoterie.) Die Nichtbeachtung rein psychischer Tatsachen selbst, wie aus dem Zusammenklingen zweier seelischer Affekte ein dritter hervorgeht, der für sich etwas ganz Neues, mit jenen schlechthin Unvergleichbares, repäsentiert; das Nichteingehen auf ganze geistige Welten, wie die der Phantasie, deren Erfahrungen jene „erklärende" Psychologie von Grund auf erschüttern; und dann die Vernachlässigung der Mächtigkeit des Lebens selbst, seiner Fülle, Weite und Innigkeit: dies alles zeigt das Unzureichende der heute hauptsächlich herrschenden Psychologie. Dagegen kann man sich auch nicht auf die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis überhaupt berufen. Wie die Biologie sich heute den anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen gegenüber immer eindringlicher bemerkbar macht und immer mehr eine überragende Stellung gewinnt, weil auf rein mechanische, anatomische und physiologische Weise der Prozeß des vitalen Lebens nicht faßbar war, so verlangt die Lebendigkeit nnseres Inneren eine Methode, die ihr gerecht werden kann. Da aber im Gegensatz zu den Objekten der Naturwissenschaft das Wesen unserer Seele ihr Innewerden ist und diese qualitativen Verhältnisse nur durch einen Mord auf quantitative zurückgeführt werden können, dies aber die stillschweigende Operation jeder „erklärenden", konstruktiven Psychologie ist, so wird sie zwar immer eine nützliche Hilfswissenschaft, ähnlich wie die Archäologie für die Geschichte, die Anatomie für die Medizin, aber immer nur dieses für eine umfassendere, tiefer und sicherer gehende Seelenkunde bleiben.

Es entsteht die Frage, ob eine solche möglich sei. Auch hier wieder hat Dilthey die Antwort gegeben, zurückgreifend auf Ideen von Theodor Waitz und Drobisch. Sie ist charakterisiert durch weiseste Beschränkung, aber verrät eben darin den Meister; denn die Verquickung von Erkenntnistheorie und Psychologie,

*) Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsbericht der Berliner Akademie der Wissenschaft 1894. II S. 1329.

**) Dilthey, a. a. O. S. 1333.

Deutung und Analyse ist einer der Hauptfehler aller erklärenden Psychologie. Das Rezept Bacons ist ihr gegenüber wieder in Anwendung zu bringen: natura non vincitur nisi parendo.*)

Die als Erklärungsmittel so sichtbar einleuchtende Gegenständlichkeit der äußeren Natur ist für die Kenntnis der Seele in dieser Hinsicht eine Täuschung. Nicht nur aus irgend welchen erkenntnistheoretischen Gründen, sondern aus methodischen. Gesetzt selbst den Fall, dieser Weg wäre möglich, so wäre er ein Umweg. Was liegt näher, aber doch für diese unsere, immer noch unter dem Banne der Naturwissenschaft stehende Zeit entfernter, als diese Innerlichkeit ohne jedes dazwischen geschobene Medium unmittelbar zu betrachten? Wie immer, scheint auch hier das Einfachste das Schwierigste zu sein. Nur wer an die Psychologie mit dem Anspruch herantritt, von vornherein letzte Erkenntnis zu erhalten, und wer nicht warten kann, bis diese ihm gegeben wird, kann hier von Resignation reden. Was gibt es denn Sichereres als dieses mir in jedem Augenblick gegebene Seelische? Nie muß es mühsam herbeigeholt werden, immer steht es wartend da, und Jeder ist hier sein König. Ueberall muß ich, um verstehen zu können, über die Brücke der Analogie gehen. Hier nicht. Was heißt denn überhaupt Verstehen, wenn nicht dieses nicht Ergreifen, sondern Innehaben? Es ist nicht nur eine Regel der Ethik, daß man lieber zunächst bei sich selber anfangen möge, bevor man sich berufen fühlt, die Welt zu bessern. Freilich, das von der Naturwissenschaft übernommene und bis zur Narrheit verwendete Experiment geht hierbei verloren, wenn man sich einbildet, durch dasselbe allerletzte Aufschlüsse mit Schrauben und mit Hebeln zu bekommen. Es seien hier alle die Bedenken nicht erwähnt, die seine Anwendung auf das Psychische zum Zwecke des Erfolges illusorisch machen. Wer sie kennt, wird dem Experiment nicht nachtrauern, wenn etwas Besseres sich dafür findet. Und da tut sich eine erst von der jüngsten Psychologie ganz zaghaft in Angriff genommene Welt auf: das Studium des Menschen von grauer Vergangenheit her bis zur blühenden Gegenwart, von primitivster Stufe ab bis zur Höhe der Kultur; nicht, wie er zum Zwecke einer Untersuchung sich geben soll, sondern wie er sich überhaupt gibt. Die Worte und Bekenntnisse gewaltiger Menschen dienen dann nicht mehr nur zu Erbauungs- und Bekehrungszwecken, sondern werden wieder zu dem, was sie waren; ein glühendes Durchbrechen aller Enge und aller Hemmungen, aus tiefstem Inneren kommend und seinen Zustand kündend. Alles, was bei der jetzigen Psychologie gewissermaßen nebenher laufen muß, von dem köstlichen Wort des Dichters bis zum gepreßten Schrei der Armut, schließt sich an und strömt zusammen zu dem frei wallenden Strome des Lebens. Aber das Beglückendste hierbei ist auch das Wichtigste. In diesem allem und überall rinnt auch meine Seele, und trotz allem Meer bin ich immer im Hafen. Es darf nie vergessen werden, daß sie, wie der Anfang, so auch das Ende alles dieses Studiums ist. So haben wir die Stelle gefunden, wo uns erscheinen muß, was wir ersehnen.

Paul Eberhardt

Zur Verständigung über die Diesseitsreligion

2. Elitechristentum und Gemeinchristentum

Ich habe immer wieder darüber nachsinnen müssen, was v. Zastrow mit seinem Artikel eigentlich will. Eins ist klar: daß er mit uns Theologen unzufrieden ist. Davon in meinem Schlußartikel.**) Aber abgesehen von uns Theologen: was er mit seinem Votum zur Sache will, sehe ich nicht deutlich. Ja wenn Sp. 462 f. nicht wäre, jene Stelle: „Wir wollen die hohe Warte stehen lassen. . . — Keineswegs ein Streben nach einem umgekehrten Glaubenssatze. . . — Respekt sollte davor behüten, eine Ueberzeugung über diese Frage wie ein fertiges Dogma zu proklamieren. . ." Ja heißt denn das nicht prinzipiell auf Klarheit verzichten? Und ich denke, diese Klarheit gerade vermißt und fordert er von uns? Gibt es gegenüber dem Jenseitsgedanken, wie er ihn beanstandet, etwas Andres als ein Entweder—Oder?

Da kommt Sp. 466 eine positive Wendung zu Hilfe. „Die Religion aus der konkreten in die abstrakte Welt hinüberzuführen" — das gilts. Das verlangen unsre Gebildeten! Aber indem ich schon diesem Winke folgen will, werde ich wieder skeptisch und frage mich: Wirklich? Das soll Diesseitsreligion sein, was ins Abstrakte führt? Ich hielt früher gerade dies für den Diesseitscharakter meiner Religion, daß sie ganz einging in die konkrete Welt, Alles umfing und durchdrang. Und ich hielt das recht eigentlich für das, was die Leute an der Religion haben wollten, und wenn sie das an ihr nicht hatten, ließen sie sie fahren!

Aber freilich, um die Leute handelt es sich nicht. Um die Gebildeten! Und da ist ja kein Zweifel, daß Vielen damit gedient wäre, wenn sie aus allerhand Naivitäten der Tradition heraus zu einem abstrakteren Vorstellen geführt werden. Ich habe nur immer gemeint, wenn man unsern Gebildeten diesen Dienst tut, daß sich ihre Bildung dann erst recht darin bewähren muß, daß sie über ihren abstrakteren Vorstellungen den Zusammenhang mit den konkreteren der Tradition nicht verlieren, sondern behaupten.

Und da habe ich nun ein großes Bedenken gegen Herrn v. Zastrows „Geheim-Religion der Gebildeten".

Als Bonus das Wort prägte, war es ein Bonmot, geeignet wie ein Blitzlicht die Lage zu beleuchten. Nun macht man ein Schlagwort daraus, das nicht mehr zutrifft. Es kann nicht die Rede davon sein, daß „die Gebildeten" auch nur in ihrer Mehrheit (was aber bedeutet hier Mehrheit und Minderheit?) so zur Jenseitsfrage stehen, wie v. Zastrow will. Das hat auch unsre kleine Enquete gezeigt. Und man wußte es schon vorher. Ebenso aber wußte man, daß Viele, sehr Viele so stehen, wie v. Zastrow, und daß in der Tat Jathos weitgreifende Wirkung darauf beruht. Aber was wollen nun diese Geheimchristen, indem sie ans Tageslicht drängen?

Ich frage nicht, was Jatho wollte. Jatho gab sich selbst. Und das war sein Zauber. Vor allem für die, die ihn persönlich kennen lernten. So bringt uns auch die Aussprache über sein Bekenntnis zur reinen Diesseitsreligion in Traubs Christlicher Freiheit Nr. 2 bis 9 sachlich nicht weiter. Denn genau zugesehen bewegt sie sich, verstehend und verständigend, ablehnend und rechtfertigend nur um den Mann und sein Glaubensbekenntnis. Das ist aber immer ein ganz klares Ziel, wenn man einen Menschen und was er gesagt hat, zu verstehen sucht. In diesem Sinne haben wir unsre Freude gehabt an jener Aussprache in Traubs Gemeindeblatt. Nur ist dies nicht das Ziel, um das es sich bei der unter uns entfachten Diskussion handelt.

Denn nun tritt v. Zastrow auf, und die ihm zustimmen, und sie fordern etwas für sich. Ja was denn? Daß sie in der Kirche existieren dürfen? Niemand beunruhigt sie. Daß sie in der Kirche frei ihre Ansicht aussprechen dürfen? Auch das wird ihnen als Laien keine Ungelegenheiten bringen. Daß das Dogma der Kirche vom Jenseits abgeschafft und in sein Gegenteil verkehrt werde? Gerade dies ist nach Sp. 462 f. ausgeschlossen. In den Briefen, die wir veröffentlicht haben, klingt die Forderung schon eher an.

Ich kann mich aber gerade diesen Briefen gegenüber und auch Herrn v. Zastrow gegenüber eines Eindrucks nicht erwehren, der mir schmerzlich zu schaffen macht. Ich will es ganz rücksichtslos sagen, wie denn Herr v. Zastrow und die Seinen auch nicht geschont haben. Diese Dinge sind auch viel zu ernst, als daß Schonung und Rücksicht da eine Rolle spielen dürften.

Mein Eindruck ist der, daß diese gebildeten Verfechter einer Geheimreligion von dem Bewußtsein getragen sind, eigentlich die Elitechristen zu sein. Und dieser Eindruck wird mir dadurch bestätigt, daß sie an die andern Christen anscheinend gar nicht denken.

Die Freunde und Freundinnen, die ich meine, mögen ja die sozial lebendigsten Menschen sein auf ihre Art und in ihrem Kreise: ich halte hier kein persönliches Gericht. Aber in ihren Aeußerungen zur Sache vermisse ich jede Spur eines Fühlung-

---

*) Man wird der Natur nur durch Gehorsam Herr.

**) Ich habe diesen zweiten und einen Schlußartikel in Nr. 28 Sp. 651 angekündigt. Der Aufsatz v. Zastrows stand in Nr. 20.

haltens mit dem Gemeinchristentum. Es ist rein individualistische Religion. Und rein intellektualistische zugleich! Es gilt ihnen, die Vorstellungen zu fassen und auszusprechen, die dem Einzelnen liegen. Darauf kommt es an, und darnach ist alles in Ordnung!

Hier kommt jene große Versäumnis der Kirche zu Tage, nach der es nicht jedem Kirchenchristen eine selbstverständliche Sache ist: er soll seine Vorstellungen von Glaubenssachen für sich selber haben und kann sie gar nicht anders haben. Aber unter uns dürfte doch nicht einen Augenblick darüber das Bewußtsein verloren gehen, daß wir — zwar auch mit unsern Vorstellungen, aber noch mehr mit unserm Glauben selbst — einen Gemeinbesitz zu pflegen haben. Auch in der Jenseits-, in der Unsterblichkeits-, in der Auferstehungs-, in der Himmel- und Höllen-Frage. Durch alle Kritik und Abstraktion hindurch muß doch ein festes Band bleiben mit allen, die zur Gemeinde gehören, auch mit der sancta simplicitas. Matth. 11, 25. 1. Kor. 1, 18 ff.

Unsre Intellektuellen wollen für sich ein Elitechristentum haben, ganz ähnlich wie es auf der andern Seite die Gemeinschaftsleute haben wollen. Aller Ehren wert auf beiden Seiten, wenn sie dennoch den Zusammenhang mit der Kirche nicht zerreißen. Ich schätze das an v. Zastrow und denen, die zu ihm stehen, wie ich es an Jatho geschätzt habe. Aber in dieser Diskussion ist es weder in Nr. 20 noch in den Briefen zu Tage gekommen.

Wäre diese Fühlung mit dem Gemeinchristentum lebendiger, so müßte sich die Erörterung an vielen Punkten anders gestaltet haben. Der Gedanke an die Formen, unter denen unser Gemeindeleben sich bewegt, an die gemeinsamen Gottesdienste, an Gesangbuch und Bibel, an die unübersehbare Fülle von Vorstellungen und Empfindungen, Phantasie und Willensenergie, die damit verbunden ist, hätte doch dann und wann sein Recht gefunden. Nichts von Alledem: man ist zufrieden, wenn man sich atomisiert — oder nein, wenn man sich in einer idealen „Gemeinschaft" als Elite zusammenfindet.

Das sind harte Worte. Aber sie müssen gesagt werden. Denn mit solchem religiösen Individualismus und Elitechristentum ist es nichts. Es fehlt da der Diskussion das soziale Moment, das ja vielleicht sonst vorhanden ist, das aber auch im Ausdruck der religiösen Ueberzeugung nicht fehlen darf. Bei Herrn v. Zastrow weiß ich ja ganz genau, wie stark er sonst auf Zusammenhang und Zusammenhalten drängt. Seine lebhafte Anteilnahme an der Treuga Dei ist ein neues Zeugnis dafür. Aber wie kann man glauben, das Ganze unsrer Religionsgemeinde zu fördern, wenn man nur eben für sich und andre Geheimchristen nichts weiter fordert als diese Emanzipation zur Diesseitsreligion — ohne volle brüderliche Anerkennung dessen, daß echte Religion niemals etwas Andres war als Diesseitsreligion und daß man diese also auch unter der Herrschaft der bisherigen Jenseitsreligion bereits gehabt hat oder doch haben konnte.

Da seht ihr wieder den Theologen! der nur wieder aller Klarheit ausweicht und mit halben Anschlüssen sich über den Ernst der Entscheidung hinwegtäuscht!

Von diesem Theologen soll in einem dritten und letzten Artikel die Rede sein. Für heute mußte mir genügen zu zeigen, daß doch auch die Schilderhebung der Geheimreligion ganz gewiß von einer großen Unklarheit begleitet ist. R

Das Kirchenlied in den Briefen von Goethes Mutter

Die neue, ebenso wohlfeile wie schön ausgestattete Ausgabe der Briefe von Goethes Mutter*) wird dieses einzigartig lebensvolle Denkmal der herrlichen, uns nicht bloß ihres Sohnes wegen wertvollen Frau den weitesten Kreisen zugänglich machen. Ein heller Strahl reiner Freude wird davon ausgehen, der um so wohltuender wirken wird, als die unentwegte Lebensbejahung der „Frau Aja" auf festem religiösen Grunde ruht und mit herzlicher Güte gegen die Menschen gepaart ist. Ihren religiösen Gedanken nachzugehen, ist wohl der Mühe wert, und besonders deren Verknüpfung mit der Bibel, speziell dem Alten Testamente, in dem sie mehr zu Hause ist und das sie besser anzuwenden weiß als mancher Theolog von Beruf. Aber auch das Kirchenlied ist ihr vertraut, und wie sie es gebraucht, das ist für ihre religiöse Eigenart, wie für die ihrer Zeit so interessant, daß es sich der Mühe lohnt, darauf etwas näher einzugehen. So viel mir bekannt geworden, hat man dazu nur einmal einen Ansatz gemacht, nachdem Bernhard Suphan im vierten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft die Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe herausgegeben hatte. In der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung 1890 Nr. 65 Sp. 349—352 findet sich ein Aufsatz unter der Ueberschrift „Goethes Mutter an ihren Sohn", in der das Verhältnis der Briefstellerin zum Kirchenlied erörtert wird. Aber nicht nur ist das in ziemlich flüchtiger Weise geschehen, sondern es lag dem ungenannten Verfasser auch das reiche Material noch nicht vor, das aus den damaligen 209 Briefen 411 hat werden lassen und das begreiflicher Weise das Urteil stark beeinflussen muß.

*) Frau Rat Goethe. Gesammelte Briefe. Anhang: Goethes Briefe an seine Mutter. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Leipzig, Hesse und Becker. 2,50, gebunden 3 Mk.

Gleich im Anfang der Sammlung (Seite 3—7) finden wir den schönen Brief über den Tod des Fräulein von Klettenberg an Lavater, in dem Kirchenlieder wiederholt erwähnt werden:

> Nachmittag kamen einige christliche Freunde zu ihr. Wir fragten, ob sie leiden könnte, wenn wir einige christliche Verse sängen. O ja, sagt sie. Wir sangen: Komm, ist die Stimme deiner Braut, und sie verlangte das Lied: Die Seele Christi heilige mich . . . Morgen, als am 13. [Oktober 1774] kamen die Freundinnen wieder, wir setzen uns ums Bette herum, um bis auf die Letze bei unserer lieben Freundin auszuhalten . . . Wie sie das Singen überaus liebte, sangen wir etliche Verse aus dem Lied: Christi Blut und Gerechtigkeit. Um sie nicht zu ermüden, redeten wir nicht viel, dann und wann einen schicklichen Spruch, oder aus schönen Liedern einen schönen Vers.

Von den hier zitierten Liedern ist das erste die sechste Strophe des Liedes „Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet" von August Hermann Francke:

Komm, ist die Stimme deiner Braut,
komm, rufet deine Fromme.
Sie ruft und schreiet überlaut:
Komm bald, ach Jesu, komme.
So komme denn, mein Bräutigam,
du kennest mich, o Gotteslamm,
daß ich dir bin vertrauet.

Das andere hat den zur katholischen Kirche übergetretenen Mystiker Johann Scheffler, Angelus Silesius genannt, zum Verfasser:

Die Seele Christi heilge mich,
sein Geist verzucke mich in sich,
sein Leichnam, der für mich verwundt,
der mach mir Leib und Seel gesund.

Das Wasser, welches auf den Stoß
des Speers aus seiner Seiten floß,
das sei mein Bad, und all sein Blut
erquicke mir Herz, Sinn und Mut.

Der Schweiß von seinem Angesicht
laß mich nicht kommen ins Gericht,
sein ganzes Leiden, Kreuz und Pein,
das wolle meine Stärke sein.
usw.

Zu der ersten Strophe des an dritter Stelle genannten Liedes

Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
damit will ich vor Gott bestehn,
wenn ich in Himmel werd eingehn,

hat Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf ein langes Gedicht auf St. Eustachius verfaßt. Die „etlichen Verse", die man daraus der Klettenbergerin in ihrer Todesstunde gesungen, werden vermutlich diese gewesen sein:

Nun soll auch alles Zeuge sein,
wie ich in Himmel will hinein.
Ihr lieben Engel allzumal,
hörts auch mit an im Himmelssaal.

Und wenn ich durch des Herrn Verdienst
noch so treu werd in seinem Dienst,
gewinn auch allem Bösen ab
und sündge nicht mehr bis ins Grab,

So will ich, wenn ich zu euch komm,
nicht denken mehr an gut noch fromm,
sondern: da kommt ein Sünder her,
der gern fürs Lösgeld selig wär.

Keines dieser Lieder findet sich in dem damals gebrauchten Frankfurter Gesangbuch.*) Mit ihrem Charakter stimmt die Strophe am Schluß des Briefes der Frau Rätin überein:

Ich seh im Geiste Gottes Sohn
holdselig ihr entgegeneilen,
um seinen höchst glorreichen Thron
mit ihr als seiner Braut zu teilen.
Willkomm, Willkomm, Willkomm erklingt,
das durch den ganzen Himmel dringt.
Von den verklärten Geistersphären
da wird sie ihren Namen hören,
und was sie hier im Herrn erkannt,
beut ihr frohlockend Mund und Hand.

Diese Strophe findet sich nicht in dem Gesangbuch der Brüdergemeine. Sie hat den in Frankfurts Nähe, in Kronenburg, geborenen L. F. F. Lehr zum Verfasser und ist die erste des Liedes „Ich eile meiner Heimat zu", das zuerst in dem Sammelwerk pietistischer Dichtungen, den Cöthnischen Liedern, 1768 erschien.**) Hier hat sie folgende Form:

Da seh ich denn den Gottessohn
holdselig mir entgegeneilen,
um seinen glorieusen Thron
mit mir als seiner Braut zu teilen.
Willkomm'n, Willkomm'n, Willkomm'n erklingt,
das durch den ganzen Himmel dringt
von den verklärten Geisterchören.
Da werd ich meinen Namen hören.
Und wer mich hier im Herrn gekannt,
biet't mir frohlockend Mund und Hand.

Es scheint, daß man diesen Vers in jener Veränderung bei des Fräuleins Begräbnis gesungen oder gesprochen hat. Denn nicht im Bericht von ihrem Tode, sondern nach der Notiz über ihr Begräbnis wird er zitiert. Daß die Umdichtung nicht der Frau Rat entstammt, sieht man daraus, daß bei ihr die Stimmung des Liedes nur mehr anempfunden ist, wie sich aus der anders gestimmten Schlußwendung des Briefes ergibt: „Hier habt ihr, liebe Freunde, die ganze traurige Geschichte."

Wenn man nun beachtet, daß in der ganzen weiteren Korrespondenz der Frau Rat Lieder dieses Charakters nicht mehr vorkommen, so sieht man, daß die Stimmung des Klettenbergischen Kreises bei ihr ebenso wie bei ihrem Sohne eine kurze Episode bedeutet, oder richtiger: ein liebevolles Anempfinden an die religiöse Art teurer Menschen, die doch ihrem eigentlichen Wesen fremd war und deshalb dahin fiel, als der Einfluß der innig verehrten Klettenberg mit deren Tod ein Ende hatte. Dafür bietet der Brief selbst noch einen beachtenswerten Beweis. Mitten in dem Bericht von den Liedern, die man der scheidenden Freundin gesungen, heißt es: „Ich sagte aus einem Liede: Hier ist nichts als die Todsgestalt, und den Stachel hat er verloren! Hallelujah!" Das stammt nicht aus einem Liede des Pietismus oder der Brüdergemeine, sondern aus der dritten Strophe von Luthers herb großartigem Osterliede „Christ lag in Todesbanden".***) Daß hier eine Geistesart auftritt, der das Empfindungsleben der Frau Rat verwandter war, davon fehlt es in den Briefen nicht an Andeutungen.

Luthers Kinderweihnachtslied

Vom Himmel hoch da komm ich her,
ich bring euch gute neue Mähr,†)

ist offenbar der Anlaß gewesen, daß sie wiederholt††) die Wendung „gute neue Mähr" gebraucht. Das von der Kirche der Reformation angeeignete

In dulci iubilo
Nun singet und seid froh

klingt ihr mit Luthers Kinderlied zusammen. Am 30. November 1781 schreibt sie einen gereimten Brief an Louise von Göchhausen, der ein Weihnachtsgeschenk begleitet und ganz von Weihnachtsstimmung getragen ist. Da heißt es:

... die Mode es ist,
daß frommen Kindern der heilige Christ,
wenn sie das Jahr hübsch brav gewesen,
manch schöne Gabe hat auserlesen.
Da nun Frau Aja wohlgemut
den alten Gebräuchen ist herzlich gut,
und Fräulein Thusnelde in diesem Jahr
ganz außerordentlich artig war,
so schickt sie hier ein Bildnis fein ...

In diesem Brief heißt es nun gegen Schluß:

Doch ist Frau Aja auserkorn
in einem guten Zeichen geborn,
kennt brave Leute, deß ist sie froh
und singt in dulci Jubilo.

Daß letztere Wendung wirklich auf das oben genannte Lied, das im Frankfurter Gesangbuch Nr. 21 noch in der Form der alten lateinisch-deutschen Mischdichtung steht, zurückgeht und nicht bloß so gebraucht wird, wie wenn die glückliche Großmutter am 21. April 1805 über ihren Enkel August von Goethe schreibt: „Heute ist er um $^1/_2$11 aufgestanden, hat sein Frühstücke in dulci Jubilo verzehrt", ist eben so klar, wie daß die beiden ersten Zeilen mit Bewußtsein an die zweite Strophe von Luthers Weihnachtslied anspielen:

Euch ist ein Kindlein heut geborn,
von einer Jungfrau auserkorn;

und die immer wiederkehrende, für Frau Aja so charakteristische Wendung „Freud und Wonne"*) dürfte doch wohl durch die zwei folgenden Zeilen veranlaßt sein:

Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eur Freud und Wonne sein.

Besonders deutlich tritt dieses hervor in einer Aeußerung über August von Goethe an seinen Vater vom 11. Mai 1805: „Ihr habt ihn nun wieder gesund an Leib und Seele; Gott erhalte ihn uns so, wie er ist, und Freude und Wonne wird euch und mir nicht fehlen. Amen." Dabei ist freilich in Betracht zu ziehen, daß Luthers Wort auf Luk. 1, 14 zurückgeht, und daß der schriftkundigen Frau Aja diese Wendung vor allem in dem ihr besonders werten Alten Testamente oft begegnet war.**) Das Lied In dulci Jubilo war ihr auch sonst geläufig, wie sich aus folgender lustigen Verwendung ergibt in einem Briefe an die Herzogin Amalia aus dem Jahre 1779:

Ferner haben wir einen Schattenriß vons Doktors ganzer Gestalt erhalten, so was ähnliches ist noch garnicht gesehen worden; das machte uns nun wieder ein groß gaudium; es wird ein Glas drüber gemacht und in die Weimarer Stube gehängt. Mit einem Wort, alle Freuden, derer ich mich nun bald an die vier Jahr besinnen kann, kommen aus dem gebenedeiten Weimar. Eya wär Mutter Aja auch nur einmal da.

Man vergleiche damit die Schlußstrophe des Liedes:

Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr denn da,
da die Engel singen
nova cantica,
und die Schellen klingen
in regis curia.
Eya wärn wir da!

Wir begegnen Frau Rat wieder auf dem Gebiet des reformatorischen Kirchenliedes, wenn sie am 25. Mai 1786 an Fritz von Stein schreibt:

Ei! Ei! mein lieber Sohn! Sie scheinen ja gar böse auf Ihre Gevatterin zu sein! Hören Sie aber erst meine Entschuldigung, und ich wette, alle Fehde hat ein Ende.

---

*) Geistreiches Gesang-Buch zur Ausübung wahrer Gottseligkeit. . . . Frankfurt am Mayn. Bei Heinrich Ludwig Brönnern. — Ich benutze die Ausgabe von 1765, die, so viel ich sehe, mit den späteren übereinstimmt.

**) Nach Mitteilung des Herrn Superintendent D. Nelle in Hamm i. Westf.

***) Frankfurter Gesangbuch Nr. 63.

†) Frankfurter Gesangbuch Nr. 18.

††) Ich zähle fünfmal S. 19. 22. 23. 27. 45.

*) Vgl. S. 16. 48. 61. 71. 79. 87. 88. 97. 98. 337. 484.

**) 1. Sam. 1, 26. Psalm 43, 4. 45, 16. 51, 10. 63, 6. Jes. 16, 10. 22, 13. 35, 10. 51, 3. Jer. 33, 11. 48, 33. Joel 1, 16. Sachar. 8, 19. Sir. 1, 18. 15, 6. 2. Makk. 3, 30. 1. Petr. 4, 13.

Darin klingt offenbar die Schlußzeile der ersten Strophe von „Allein Gott in der Höh sei Ehr" nach:

all Fehd hat nun ein Ende.*)

Eine besonders lustige Anwendung eines Liedes aus dem Reformationszeitalter finden wir in einem gereimten Brief aus dem Anfang des Jahres 1784 an Fräulein von Göchhausen. Er geht aus von der großen Ueberschwemmung, in deren Zeichen Frankfurt damals stand. Die vergnügte Briefschreiberin erzählt:

Wir leben wie mitten auf dem Meer,
es geht drunter, drüber, kreuz und quer.
Die Keller sind von Wasser voll,
wir singen jetzt aus dem C-moll.

Zu der letzten Zeile bemerkte sie in einer Fußnote:

In der bekannten Melodie Das alte Jahr vergangen ist.

Dieses schon in den Gesangbüchern des sechzehnten Jahrhunderts vorkommende Lied wird heutzutage gewöhnlich nach der Melodie „Vom Himmel hoch" gesungen, die auch im Frankfurter Gesangbuch darüber angegeben ist (Nr. 39). Die Originalmelodien stehen meistens in Moll, die von Schein und Johannes Crüger in D-moll, und waren deshalb leicht nach C zu transponieren. So hat es die musikalische Frau Rat im Sinne gehabt; an sich hätte D-moll oder G-moll (Melodie von M. Franck) ebenso gut in ihren Vers gepaßt. Trotz der Melodiebezeichnung im Frankfurter Gesangbuch muß die Originalweise noch viel im Gebrauch gewesen sein. Sie dünkt der Briefstellerin in den damaligen wässerichten Zeiten die passendere.

Ein ganz merkwürdiger Fall liegt in einem Brief an den Schauspieler Großmann vom 4. März 1779 vor:

Ich hoffe, daß meine liebe Frau Gevatterin und Alles, was Ihnen zugehört, sich wohlbefinden wird. Wären Sie noch bei Herrn Seiler, so würde ich mich auf die Annäherung der Ostermesse viel mehr freuen. Aber so gehts in der Welt. Alles Ding ein Weil ein Sprüchwort ist, mein lieber Christ usw. ... Es ist doch eine Lumpenwirtschaft unter diesem Mond. Aber Trost ists doch allemal, wenn die Leute, die man lieb hat, noch mit uns von einer Sonne beschienen werden, wenn sie nur nicht gar in die elysäischen Felder marschieren.

Das Zitat, das hier die Briefschreiberin bringt, stammt zum ersten Teile aus dem Lied der Königin Maria von Ungarn „Mag ich Unglück nicht widerstan", als dessen Dichter ich den Herzog Albrecht von Preußen nachgewiesen habe.**) Hier heißt es in der dritten Strophe:

Alls Dings ein Weil, ein Sprichwort ist;
Herr Jesu Christ,
du selbst wirst für mich streiten.

Daß die erste Zeile dieses im Frankfurter Gesangbuch unter Nr. 243 stehenden Liedes wörtlich von Frau Rat zitiert worden ist, liegt auf der Hand; aber die zweite „Herr Jesu Christ" ist ersetzt worden durch „mein lieber Christ". Dazu kommt, daß der heldenmütige Ton des Maria-Liedes garnicht in Zusammenhang und Stimmung des Briefes paßt. Dort zielt die sprüchwortliche Wendung „Alls Dings ein Weil" darauf hin, daß die Anfechtungen des Glaubens wegen nur eine gewisse Zeit dauern, wie es in der ersten Strophe heißt:

Gott ist nicht weit;
ein kleine Zeit
er sich verbirgt,
bis er erwürgt,
die mich seins Worts berauben;

und in der zweiten:

... kein Gwalt bleibt fest,
der nicht zuletzt
als zeitlich muß verschwinden.

Im Briefe dagegen zielt das Sprüchwort darauf, daß irdisches Glück und Freude nicht beständig sind. Wie kommt nun die Schreiberin in diesem Gedankengang auf das Maria-Lied? Das erklärt sich aus der zweiten Zeile:

mein lieber Christ.

Das ist nicht ein Gedächtnisfehler für das Original

Herr Jesu Christ,

*) Frankfurter Gesangbuch Nr. 312.

*) Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst XIV, 325 ff.

sondern Zitat aus einem Zusammenhang, der zu dem Briefe besser paßt, nämlich aus dem einem Totentanze vergleichbaren Liede von Johannes Leon († 1597) „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt",*) in dem die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge geschildert wird. Hier heißt es in der fünften Strophe:

Fürn Tod kein Kraut gewachsen ist,
mein frommer Christ,
alles, was lebet, sterblich ist.

Dabei ist zu beachten, daß die beiden ersten Zeilen genau das Versmaß haben wie die im Zitat der Frau Rat (vier- und zweifüßige Jamben), sodaß trotz des Ersatzes von „frommer" durch „lieber" nicht zu zweifeln ist: der Briefschreiberin hat dieses Lied im Sinne gelegen, und sie ist in das Marialied nur hineingekommen, weil das Leonsche den Gedanken „Alls Dings ein Weil" auch ausgesprochen hat, wenn auch in ganz anderer Tendenz, so z. B. in der dritten Strophe:

Des Bleibens ist ein kleine Zeit.

Wenn die Briefschreiberin ausruft: „Es ist doch eine Lumpenwirtschaft unter diesem Mond", so stimmt das ganz mit dem Anfang der dritten Strophe:

Es ist allhie ein Jammertal,
Angst, Not und Trübsal überall.

Und wenn die Erinnerung daran, daß sie so manches Erfreuliche mit der Großmannschen Familie in Frankfurt erlebt habe, was nun dahin sei, sie auf den Gedanken bringt an die, welche aus diesem Leben fort müssen („Der gute Doktor Wagner steht noch dran, ich glaube nicht, daß er noch 3 Wochen lebt. Er ist so ausgezehrt, daß nichts als Haut und Knochen an ihm ist"), so finden wir sie ganz im Gedankengang des Leonschen Liedes, z. B. der sechsten Strophe:

Heut sind wir frisch, gesund und stark,
morgen tot und liegen im Sarg.
Heut blühen wir wie Rosen rot,
bald krank und tot,
ist allenthalben Müh und Not.

So haben wir also auch hier wieder zwei mannhafte Lieder des Reformationsjahrhunderts, die in den Worten dieser kräftigen Persönlichkeit nachklingen.

Von den Liedern des siebzehnten Jahrhunderts wird Martin Rinckarts „Nun danket alle Gott" **) am häufigsten verwendet, was dem Charakter der Frömmigkeit der Frau Rat vollkommen entspricht. Am ergreifendsten geschieht das in dem Briefe vom 27. Oktober 1806 (S. 498), der Antwort auf die Meldung von der Lebensgefahr, in die ihr Sohn durch marodierende Soldaten bei der Einnahme Weimars durch die Franzosen gekommen war und aus der ihn die Entschlossenheit von Christiane Vulpius rettete, mit der er sich dann kirchlich einsegnen ließ. Frau Rat schreibt:

Lieber Sohn! Mein erstes Geschäfte nach Erhaltung deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes war, Gott dem Allmächtigen auf meinen Knieen zu danken und laut mit Anbetung zu jubeln: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Ja, lieber Sohn, das war wieder eine Errettung wie die 1769, 1801, 1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie, so wie ich es auch nie vergesse. Er, der große Helfer in allen Nöten, wird ferner sorgen; ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, denn ich habe Glauben, Vertrauen und feste Zuversicht auf Ihn, und niemand ist noch zu Schanden worden, der Ihm das Beste zugetraut hat.

Mit dem Liede „Nun danket alle Gott" ist hier die dritte Strophe des Liedes „Für deinen Thron tret ich hiemit" ***) verbunden:

Errettet hast du mich gar oft
ganz wunderlich und unverhofft,
da nur ein Schritt, ja nur ein Haar
mir zwischen Tod und Leben war.

Das Lied findet sich erstmalig im Hannoverschen Gesangbuche 1646 von Denicke und Gesenius und wird gewöhnlich

*) Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied IV Nr. 712. Frankfurter Gesangbuch Nr. 369.

**) Frankfurter Gesangbuch Nr. 312.

***) Frankfurter Gesangbuch Nr. 356. Den Hinweis hierauf verdanke ich Herrn D. Nelle.

dem Landdrost Bodo von Hodenberg zugeschrieben. Es ist besonders durch den Orgelchoral berühmt geworden, den der sterbende Johann Sebastian Bach seinem Schüler Altnikol über die Melodie dazu diktiert hat.

Zehn Jahre vor der Errettung des Sohnes schrieb die „treue Groß- und Urgroßmutter Goethe" an Ludwig und Louise Nicolovius nach der Geburt des ersten Kindes (S. 336):

Nun danket alle Gott! Mit Herzen Mund und Händen, der große Dinge tut; ja wohl, an Euch, an mir, an uns allen hat er sich aufs neue als den manifestiert, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich währet; gelobet sei sein heiliger Name. Amen.

Auch sonst bricht der Anfang des Liedes als passendster Ausdruck der froh und dankbar bewegten Seele der Frau Rat hervor; vgl. Seite 43 und 86.

Daneben steht Paul Gerhardts Lied über die Stelle Sirach 50, 24—26, die Rinckarts Liede zu Grunde liegt, nämlich „Nun danket all und bringet Ehr, ihr Menschen in der Welt".*) In die siebente Strophe dieses Liedes läßt sie in wahrhaft ergreifender Weise den Neujahrswunsch für ihren Sohn zum Jahre 1796 ausklingen:

Gott segne dich im Neuen Jahr! Er lasse seine Lieb und Güt um bei und mit dir gehn, was aber ängstet und bemüht, ganz ferne von dir stehn. Amen.

Daß gerade dieses Dichters inniger Optimismus der Frau Rat besonders zugesagt hat, läßt sich von vornherein annehmen. Es ist mir indeß nur an einer Stelle eine andre Beziehung auf Gerhardt entgegengetreten. An die Herzogin Amalia schreibt sie im September 1781 (S. 124):

Vergangenen Montag war ich in Gesellschaft Herrn Streubers, seiner Frau und übrigen Familie bei Demoiselle Schmidt zum Abendessen. Daß Weimar unser Anfang, Mittel und Ende war, können Ihre Durchlaucht leicht denken.

Hier liegt natürlich ein Anklang an die 9. Strophe von „Wach auf, mein Herz, und singe" vor, deren Schluß in der Fassung des Frankfurter Gesangbuches Nr. 336 heißt:

Den Anfang, Mitt'l und Ende,
ach, Herr zum Besten wende.

Ob an Lieder des Zeitgenossen Gerhardts, Johann Rist, angespielt wird, vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen. In einem Reimbrief nicht lange nach Weihnachten 1778 (Seite 48) schreibt Frau Aja an Fräulein von Göchhausen:

Im Versemachen habe nicht viel getan,
Das sieht man diesen wahrlich an.
Doch hab ich geboren ein Knäbelein schön,
Das tut das alles gar trefflich verstehn.

Es ist offenbar, daß in diesem Zusammenhange bei der Erwähnung ihres Sohnes die Ausdrucksweise des kurz verflossenen Weihnachtsfestes nachklingt. In den hierfür in Betracht kommenden Liedern findet sich der Ausdruck „Kindelein" sehr häufig; für „Knäbelein" dagegen habe ich nur Rists Lied „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" in Erinnerung. Hier heißt es in der neunten Strophe:

Daß dieses schwache Knäbelein
soll unser Trost und Freude sein,

und dann in der zehnten:

O liebes Kind, o süßer Knab
holdselig von Gebärden . . .
Komm, Schönster, in mein Herz hinein.

Daß hieran das „ich hab geboren ein Knäbelein schön" der Frau Rat anspielt, würde ich ohne Weiteres annehmen, wenn nicht im Frankfurter Gesangbuch Nr. 32 die Strophen 7. 8. 9 ausgelassen wären. Ob die Briefstellerin die Gedichte von Rist in ungekürzter Auflage gekannt hat, muß unentschieden bleiben und damit die Möglichkeit einer Beziehung auf ihn in der besprochenen Stelle. Der Ausdruck „Knäbelein" findet sich bei ihr auch sonst; vgl. S. 337.

An verwandten Liedern aus der Zeit Gerhardts und Rists ist noch zu nennen „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" von Johann Jakob Schütz.**) Am 24. November 1806 schreibt Frau Aja an ihren Sohn:

*) Frankfurter Gesangbuch Nr. 323.

**) Frankfurter Gesangbuch Nr. 562.

Daß deine vor uns alle so teure Gesundheit bei diesen großen Unruhen und erschrecklichem Wirr Warr sich gut gehalten hat, davor danke ich täglich dem Gott, der alle Wunder tut, und bin überzeugt, Er erhält und stärkt dich, Er rüstet dich aus mit neuer Kraft und führt alles herrlich hinaus.

Es scheint, daß hier nicht bloß die erste Strophe anklingt:

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
dem Vater aller Güte,
dem Gott, der alle Wunder tut,

sondern auch die dritte:

Was unser Gott geschaffen hat,
das will er auch erhalten.

Die Schlußwendung des oben herangezogenen Briefes an das Ehepaar Nicolovius (S. 338): „Behaltet mich lieb; ihr lebt und schwebt in dem Herzen derjenigen, die ist und bleibt eure treue Groß- und Urgroßmutter Goethe" macht den Eindruck des Nachklangs einer poetischen Stelle. „Leben und Schweben" kommt in den Liedern oft vor, meistens in Anschluß an Apgsch. 17, 28. So heißt es in dem Liede „Für deinen Thron tret ich hiemit" (Frankf. Gesangb. 356, 2):

In dir web, schweb und lebe ich,
vergehen müßt ich ohne dich.

Die Briefstelle hat ihre genaue Parallele in dem Abendmahlsliede Nr. 136 „Jesu, Heil und Leben". Während es dort in der 9. Strophe heißt:

Sondern werde leben
und in Freude schweben
in des Himmels Thron,

wünscht der Dichter in Strophe 8:

Der du in mir lebest
und im Herzen schwebest,
Jesu, für und für.

Das ist der Gedanke, den Frau Rat auf die von ihr innig geliebten Verwandten angewandt hat.

Aus der Zeit nach dem Abzug der Franzosen von Frankfurt im Herbst 1796 stammt ein Brief an Goethe, in dem die Mutter schreibt (S. 350):

Der erste Zapfenstreich von unsern Frankfurtern drang mir lieblicher ins Ohr als die schönste Oper von Mozart, und da der Türmer zum ersten Mal seine Zinken und Posaunen ertönen ließ und Meine Hoffnung stehet feste auf den lebendigen Gott zu uns heruntertönte, sang ich unter hellen Freudentränen mit.

In dem lutherischen Gesangbuch von Frankfurt ist der Reformierte Joachim Neander mit einer ganzen Reihe seiner Lieder vertreten. Diese mit ihrem an die Psalmen sich anlehnenden Charakter mußten der Frau Rätin mit ihrer alttestamentlich gefärbten Frömmigkeit besonders sympathisch sein. Und das tritt ja bei dieser Aeußerung über das selten schöne, heutzutage leider nicht mehr viel gekannte und gebrauchte Neandersche Lied „Meine Hoffnung stehet feste"*) deutlich hervor: Als der Bläser vom Turme das Lied anstimmte, weiß sie, welches es ist, und singt es auswendig mit.

Die spätere religiöse Dichtung klingt in ihren Briefen, abgesehen von dem über den Tod des Fräulein von Klettenberg, so viel ich sehe, nur noch ein oder zweimal an. In dem ergreifenden Schreiben über den Tod ihrer Tochter Cornelia an Lavater vom 23. Juni 1777 bemerkt sie:

Ohne den felsenfesten Glauben an Gott, an den Gott, der die Haare zählet, dem kein Sperling fehlet, der nicht schläft noch schlummert, der nicht verreist ist, der den Gedanken meines Herzens kennt, noch ehe er da ist, der mich hört, ohne daß ich es nötig habe, mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist, ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten.

Diese ganze Stelle ist hervorgewachsen aus der vierten Strophe des im Frankfurter Gesangbuch fehlenden Liedes „Weicht, ihr finstern Sorgen" von Ernst Gottlieb Woltersdorf:

Der die Haare zählet,
dem kein Sperling fehlet,
der die Raben speist,
der hat mich geschaffen,
der bedarf kein Schlafen,
der ist nicht verreist.

*) Frankfurter Gesangbuch Nr. 533.

Man sieht, wie die Anspielung des Briefes an die Eliasgeschichte (1. Könige 18, 27 f.: „Da es nun Mittag ward, spottete ihrer Elia und sprach: Ruft laut, denn er ist ein Gott; er dichtet oder hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er aufwache. Und sie riefen laut und ritzeten sich mit Messern und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut herabfloß“) durch das Gedicht veranlaßt worden ist. Dieses trägt die Ueberschrift: „Die heilige und selige Sorgenlosigkeit des Glaubens 1. Petri 5, 7. Phil. 4, 6“*) und mußte ganz besonders der Gemütsart der Frau Rat entsprechen. Der zweite Vers dieses Liedes:

> Gott hat zu bezahlen,
> das ist ohne Prahlen
> mein gewisser Schatz,

scheint auch in jenem hochgestimmten Briefe nach Goethes Errettung und Verheiratung (S. 499) nachzuklingen:

> Meinen Segen habt ihr hiemit in vollem Maß, der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochbeinigen erbärmlichen Zeiten tun kann. Aber nur Geduld, die Wechselbriefe, die ich von unserm Gott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich dieses schreibe, die Sonne scheint.

Liegen fast dreißig Jahre zwischen diesen beiden Anspielungen an das Woltersdorfsche Lied, so sieht man, wie fest es Frau Aja ins Herz gefaßt hatte. — Das eine Mal, daß sie Gellert zitiert, ist es nichts aus seinen geistlichen Liedern und Oden. In dem Brief an ihren Sohn vom 1. Oktober 1796 schreibt sie: „Gellert hat Recht: Schilt nicht den Unbestand der Güter usw.“ Damit zitiert sie die Moral der Fabel „Das Kartenhaus“.**)

Außerdem sieht man, daß in ihr nur die alten Lieder in ihrer wesentlichen Originalgestalt lebten, wie sie das Frankfurter Gesangbuch bietet. Ueber die Veränderungen aus dem ästhetischen und religiösen Geschmack der Zeit wird sie geurteilt haben wie ihr Sohn selbst. Dieser erklärt in dem Brief eines Landgeistlichen:***)

> Darum kann ich die Liederverbesserungen nicht leiden. Das möchte für Leute sein, die dem Verstand viel und dem Herzen wenig geben. Was ist dran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibpult mühsam poliert worden sind.

In dem oben erwähnten Aufsatz über das Kirchenlied in den Briefen der Frau Rat lautet das Gesamturteil: „Ihre Rede ist durchzogen vom evangelischen Kirchenlied. Es sind meist Lieder nach der Tonart von »Befiehl du deine Wege«. Aber diese stehen ihr immer und überall zu Gebote und bilden, wie man deutlich sieht, die Heimat ihrer Seele. In ihnen spricht sich ihr felsenfestes Gottvertrauen aus, das sie in allen Nöten und Bedrängnissen den Kopf oben behalten läßt und ihre Seele allezeit fröhlich macht. . . Man wird vielleicht sagen: diese Aeußerungen der Frömmigkeit gehören alle nur dem ersten Glaubensartikel an. Das ist wahr. Aber diese ganze Gestalt der Frömmigkeit — und bedenken wir, daß wir um 1800 in der Zeit des Rationalismus stehen — ruht doch auf der Voraussetzung der Offenbarung der Gnade Gottes in Jesu Christo, wenigstens der Sache nach, wenn auch vielleicht nicht immer im persönlichen Bewußtsein.“

Dieses Urteil erfährt doch durch die Untersuchung des ganzen Schatzes der über 400 Briefe eine wesentliche Beschränkung. Der Charakter der Frömmigkeit der Frau Rat ist wohl richtig angegeben. Aber zu einem Verständnis ihres Liederschatzes trägt der Hinweis auf den Rationalismus nicht das Geringste bei. Kein Lied auch nur verwandten Charakters findet sich. Treten mit dem Tode des Fräulein von Klettenberg die Lieder pietistischen Ursprungs bis auf das eine Woltersdorfsche zurück, so ist es das ältere Kirchenlied, das immer wieder hervorbricht und nicht zum wenigsten das des Reformationszeitalters. Die volkstümliche Unmittelbarkeit dieser Dichtungen entspricht einer Grundeigentümlichkeit ihrer abstrakten Reflexionen durchaus abgeneigten Natur. Dazu kommt die vielfache Verknüpfung dieser Lieder mit der kirchlichen Volkssitte, besonders der zu Weihnachten, bezüglich deren sie an Fräulein von Göchhausen schreibt:

> Da nun Frau Aja wohlgemut
> den alten Gebräuchen ist herzlich gut.

Das war es ja auch, was Goethe zu diesen Liedern so besonders hinzog. Man lese nur den unsagbar schönen Brief, den Goethe in der Morgenfrühe des Christtags im Jahre 1772 an Kestner geschrieben hat:

> Der Türner hat sein Lied schon geblasen, ich wachte drüber auf. Gelobet seist du, Jesu Christ. Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb, die Lieder, die man singt, . . Der Türner hat sich wieder zu mir gekehrt, der Nordwind bringt mir seine Melodie, als blies er vor meinem Fenster. . . Wir hatten einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheren wollen.

Wer sieht hier nicht die Nachwirkung der Frau Aja, wie sie mit den Kindern gesungen:

> Eya, wärn wir da.

Und weist nicht der Nachklang des uralten „Christ ist erstanden“ im Faust in die gleiche Richtung?

Es hat Zeit gebraucht, und braucht sie noch, bis man sich zu dieser Auffassung und Verwendung des Kirchenliedes durch Goethe und seine Mutter zurückgefunden hat. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, uns in Sachen unsres Kirchenliedes den rechten Weg zu weisen. Friedrich Spitta

---

*) Vgl. Die evangelischen Psalmen von Ernst Gottlieb Woltersdorf, . . gesammelt . . von K. F. Robert Schneider. 2. Aufl. J. Naumann, Dresden 1842. S. 428.

**) C. F. Gellerts sämtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Leipzig, Hahn 1844. S. 34.

***) Vgl. Goethes Sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Goedeke VII S. 162.

Vom Balkan

Der Tragödie zweiter Teil

5

Man müßte schon die Phantasie des Dichters haben oder wie im Sturmwind auf einem Aeroplan über die Landstriche Macedoniens fliegen, wollte man all die verschiedenen Scenen des Krieges, all die Gräuel und Schrecken und auch all das Elend, das der Krieg gebracht, in einem Bilde vereinen. Wo die Heere gezogen sind, wo der Krieg seine Geißel geschwungen hat, da sind heute die Gegenden verödet, voll rauchender Trümmer, zerstörter Dörfer und verbrannter Erntefelder. Leichen von Menschen und Tieren liegen verwesend umher, die Luft mit ihrem verpestenden Geruch erfüllend. Man sieht die Hunderte und Tausende hier griechischer, dort bulgarischer Bauern auf der Flucht, Männer, Frauen und Kinder, das Bündel Kleider auf dem Rücken, wenn es hoch kommt, einen Esel mit sich treibend; so fliehen sie vor dem nahenden feindlichen Heer. Man sieht die Proviantkolonnen Tag und Nacht durch die Landschaft eilen. Bauern sind dazu aufgeboten, endlos ist der Zug der Pferde und Esel. Man sieht die Züge der neuen Aufgebote rastlos marschieren, hier junge Burschen, denen der Bart kaum sproßt, vor wenig Wochen erst eingekleidet. Singend ziehen sie ihre Straße; dort Männer mit schon grauem Haar; sie denken still an Weib und Kind. Alles eilt vorwärts zum Heer, das im glühenden Sonnenbrand, — kein Schatten rings umher — in der Feldschlacht steht. Man hört den Kanonendonner und das Knattern der Maschinengewehre. Schon werden Verwundete getragen, schon liegen Sterbende umher. Man sieht die Reihen der nachrückenden Mannschaft sich auf die Erde legen und, während die feindlichen Kugeln aufschlagen und über ihnen weg die Artillerie ihre Verderben bringenden Geschosse in die Reihen des Feindes sendet, sich ein Ziel suchen. Und stundenlang liegen sie da, während der Tod unter ihnen seine Ernte hält, während ihnen die Zunge vor Durst am Gaumen klebt. Und dann heißt es „stürmen“. Auf fliegen sie im Ruck, und es blinken die Bajonette in der Sonne, und ein Geheul

wie das unzähliger wilder Tiere durchdringt die Luft, und der Hagel der Geschosse fliegt ihnen entgegen. Reihen sinken zu Boden und richten sich nicht wieder auf. Aber vorwärts, vorwärts geht es unaufhaltsam. Sie hören, sie fühlen nichts mehr. Vor ihren Augen verschwindet alles wie in einem Nebel. Jetzt krachen sie auf einander, Mann gegen Mann, Waffe gegen Waffe. Das Schreien, das Jammern, das Brüllen und Heulen, das Schießen und Explodieren der Wurfbomben erfüllt wie ein Konzert der Hölle die Luft. Man stößt und sticht, man würgt und schlägt. Neue Truppenzüge drängen nach, der Feind ist erschüttert und flieht. Und schon kommen die Soldaten mit dem roten Kreuz am Arm und heben und tragen, was noch atmet, in die Zeltlazarette, und die Aerzte legen, während rings noch die Kugeln fliegen, den ersten Verband an. Und bald sausen die Automobile mit 10 bis 15 Mann zu der Bahn, sie in die Stadt zu schaffen, wo sie weiter Pflege finden sollen.

Und dort liegen in Todeskrämpfen andere Soldaten; ein anderer Feind hat sie gepackt, die Cholera. Das Wasser des Brunnens, des Baches, daraus sie getrunken, hat ihnen den Tod gegeben.

Dort liegt ein Dorf einsam im Gebirge. Da dringen Komitatschis zwischen den Bergen hervor. Mit Schüssen dringen sie in das Dorf ein. Die verängsteten, überraschten Bewohner verbarrikadieren sich in den Häusern, ein Teil flieht auf die Berge. Ab und an fällt ein Schuß. Und Haus für Haus wird erstürmt und, was darin ist, mit dem Bajonett erstochen. Man schont nicht Weib nicht Kind, man schont nicht Jugend noch Alter. Man hört das Schreien und Jammern vergewaltigter Frauen und Mädchen. Alle Schränke und Truhen werden durchstöbert, und allmählich wächst der Haufen der Beute. Und dann holt man vom Dorfkrämer Petroleumkisten, und Haus für Haus wird mit Petroleum begossen und angezündet, während die Verwundeten darin noch stöhnen und die Sterbenden auf den Straßen in ihrem Blute liegen.

Und daheim, da sitzen Vater und Mutter in sorgenden Gedanken. „Kehrt unser Kind auch wieder?" Da wollen junge Frauen und Bräute vor Jammer vergehen, wenn die Todesnachricht kommt. Was sollen sie fortan mit ihrem Leben anfangen!

Wer will das Elend und die Schrecken des Krieges alle schildern! Lange hat Europa Aehnliches nicht gesehen, und es hatte kulturstolz gemeint, daß in keinem seiner Länder Aehnliches mehr möglich sei. Von allen Lippen hörte man es: Es werden nur noch Wirtschaftskriege geführt. Und nun sieht Europa noch Rassenkämpfe, wo alle Leidenschaften des Volkes erweckt und durch religiöse Gegensätze noch gesteigert werden.

Dahinter verblaßt und verschwindet auch alles, was der Krieg Großes und Heroisches in der Menschenbrust weckt. Wohl war es zunächst eine starke Begeisterung und ein freudiger Zug, der durch die Massen ging. Man merkte etwas davon, daß ein Volk es begriff, daß seine Schicksalsstunde schlug und es sich herausreißen konnte aus aller Not und sich eine bessere Zukunft bauen. Es war auch etwas Erhebendes, die Begeisterung, mit der man für die Opfer des Krieges zu sorgen begann, der Opfersinn, der Jung und Alt erfaßte, die Einmütigkeit, die wieder einmal um eines großen Zieles willen durch ein ganzes Volk ging.

Aber als dann die Zehntausende von Menschenopfern bekannt wurden, als Tag um Tag neue Schreckensnachrichten von immer furchtbareren Gräueln kamen, da ging trotz aller Siege doch die Stimmung durch die Massen: Ach, was ist es für ein furchtbarer Krieg! O wäre er bald zu Ende!

Der Krieg hat der Ueberraschungen nicht wenige gebracht und alle Weisen und Klugen wieder einmal zu Schanden gemacht. Ganz Europa schwur auf Bulgarien, und Bulgarien selber war seiner Siege so sicher und hat den Krieg als ein Kinderspiel aufgefaßt: nun erlebte es einen Zusammenbruch seiner stolzen Zukunftsträume wie kaum je ein Volk. Größer als im Türkenkrieg sind seine Opfer, die ein unentwickeltes Sanitätswesen noch vermehrt. Gewiß, es ist nicht feige gewichen. Die bulgarischen Regimenter haben zum Teil wie die Löwen gekämpft, und tagelang wogte das Schlachtenglück unentschieden hin und her. Aber es hat sich bitter die Unterschätzung des Gegners gerächt, dem man nicht zutraute, daß er befestigte Artilleriestellungen im Sturme nehmen könne. Bitter rächte sich auch die Einstellung ganzer Divisionen undisziplinierter Truppen aus den neubesetzten Gebieten. Türken und Griechen sahen keine Veranlassung, unter bulgarischer Fahne ihr Leben zu lassen, und die bulgarischen Mazedonier, wohl geeignet zum Bandenkampf, waren noch nicht für die moderne Feldschlacht geschult. Es rächte sich auch die Ueberanstrengung des Heeres. Die Divisionen, die vor Adrianopel und Tschataldscha den Winter über gelegen und alle Strapazen des Winters getragen hatten, waren an Geist und Leistungen nicht mehr auf der Höhe; und es galt diesmal einen anderen Feind zu schlagen als das unorganisierte Heer des absterbenden Türkenreiches.

Verschiedenes

Das Wesen der evangelischen Kirche. Von Eberhard Waitz, Pastor an der Marktkirche zu Hannover. Hannover, Hahnsche Buchhandlung 1913. 90 S. 2 Mk.

Die Mißlichkeit der gegenwärtigen kirchlichen Lage hat nach des Verfassers Meinung hauptsächlich darin ihre Ursache, daß das Wesen der evangelischen Kirche in der Theorie und Praxis verkannt und verdunkelt wird. Diese Behauptung kann angesichts der ungeheueren Bemühungen der Gegenwart um eine klarere theoretische und praktische Erfassung des Wesens der evangelischen Kirche nur dann ernsthaft gemeint sein, wenn man eben diese Arbeit als solche Verdunkelung ansieht. Und dies tut der Verfasser. Alle Bemühungen von Männern wie Sulze, Schian, Mahling, Matthes, Schöll, Niebergall, Foerster usw. und der evangelischen Gemeindekonferenz sind nach seiner Meinung nicht geeignet, der evangelischen Kirche zu dienen. Denn so wenig diese eine Bekenntniskirche sein kann, ebensowenig ist sie nach Waitz eine Gemeinschaft christlicher Glaubens- und Liebesgesinnung. Dies die Negation des Buches. Es gehört Mut dazu, so apodiktisch die Grundvoraussetzung aller modernen Gemeindearbeit zu bestreiten. Um so mehr müßte man darum — und zwar gerade auch von einer Seite, die mit der Negation an sich einverstanden ist — erwarten, daß Waitz in quantitativ und qualitativ mindestens ähnlichem Umfange, wie etwa Sulze, Schian oder Schöll ihr Gemeindeprinzip begründet haben, seine gegenteilige Behauptung unterbaue. Aber dies ist leider nicht der Fall: die Behauptung, daß eine Gesinnungsgemeinschaft ein ideeller Begriff und darum nicht auf einen äußeren Kirchenverband anzuwenden sei, übersieht, daß auch die Verfechter der evangelischen Kirchgemeinde als einer Gesinnungsgemeinschaft eben nur von der ideellen Gemeinde reden. Und daß die christliche Liebe eine Tugend sei, deren Eigenart durchaus persönlicher Natur sei und deren Betätigung nicht in den Rahmen einer äußeren Kirchengemeinschaft eingeschlossen werden könne, sondern die, von einer Organisation zur Darstellung gebracht, verkümmern und ihren eigentlichen Wert verlieren müsse, ist — so nackt gesagt — entweder eine leere Behauptung oder beruht, was dem sonstigen Standpunkt des Verfassers gemäß wohl eher anzunehmen ist, auf einer Verkennung der organisierten Gemeinde als einer toten Form anstatt eines lebendigen Organismus, eines Leibes, an dem die Einzelnen nur die Glieder sind. Auch die weitere Meinung, jenes Gemeindeprinzip stamme aus einer Verwechslung der dogmatischen und empirischen Kirche, ist angesichts der peinlichen Bemühungen seiner Vertreter, ja nicht die Prädikate jener Kirche der wirklichen Gemeinde zu vindizieren, nicht stichhaltig. Und ebensowenig vermögen die wenig glücklichen Versuche, Sulzes Seelsorgegemeinde kritisch zu vernichten, der Aufstellung des Verfassers Recht zu geben. Es ist natürlich leicht, die einzelnen organisatorischen Vorschläge des großen Anregers vorzunehmen, allerlei Bedenken heranzubringen und schließlich eine Karrikatur dessen, was werden würde, herauszudestillieren, vor der einem schon gruseln könnte. Nein, hier hätte Sulzes Grundgedanke herausgearbeitet und zugesehen werden müssen, wie dieser als grundsätzlich und nicht als in seinen Folgen eventuell falsch zu erweisen wäre. Aber das hat der Verfasser unterlassen, und seine Negation steht darum auf schwachen Füßen. Leider ebenso auch seine Position. Diese heißt: Wesentlich ist der evangelischen Kirche der Charakter der evangelischen Kultusgemeinschaft; und hier offenbart sich denn Waitz als der Verfechter der lutherischen reinen Wortgemeinde. Aber er hätte, um wirklich zu überzeugen, ein Doppeltes nicht unterlassen dürfen: einmal eine genaue historische Begründung (was der Verfasser ohne Belegstellen usw. davon bringt, ist wirklich zu dürftig) und zweitens eine streng systematische Untersuchung des Begriffes Kultusgemeinschaft. Ohne dies Letztere vor allem ist man trotz aller Ausführungen über Gottesdienst, Abendmahl, Trauung 2c. immer im Unklaren, was für ein Kultus nun die Gemeinschaft zur Kultusgemeinschaft macht, und ob wirklich alles das, was am Kultus teilnimmt, eine Gemeinschaft ist. Und vielleicht wäre bei einer solchen Untersuchung dem Verfasser schließlich selber klarer geworden, daß aus dem Kultus, ist er gesund, der Gemeinde, ist sie gesund, mit Notwendigkeit die Impulse zur gemeinschaftlichen Liebestat herauswachsen, diese also von selbst aus der Kultusgemeinde zur „Seelsorgegemeinde" werden müsse. Dann wäre er sicherlich auch der mo-

dernen Gemeindearbeit, die ihm vom Gemeindehaus bis zum Gemeindeblatt („so gibt es gar (!) kirchliche Gemeindeblätter für die je einzelne Gemeinde") als eine Verdunkelung des wahren Charakters der evangelischen Kirchengemeinde erscheint, gerechter geworden.

Otto Herpel

Kirche und Bekenntnis. Von Fritz Stavenhagen, Prediger der deutschen Gemeinde zu Bauske. Riga, Yonck und Poliewsky 1913. 1,20 Mk.

Die Schrift ist veranlaßt durch die Auslassungen des Generalsuperintendenten Pingoud in Petersburg „Ueber den Lehr- und Liturgiezwang in der evangelischen Kirche", die darin gipfelte, daß er dem reichlich pointierten Satz Harnacks: „Nehmt den liturgischen Zwang weg und Alles, kommt in Ordnung" den noch pointierteren entgegenstellt: „Nehmt den liturgischen Zwang (des Apostolikums) weg, und Alles kommt in Unordnung." — Da ist es in der Tat eine „zeitgemäße Betrachtung," wenn der Verfasser zunächst historisch nachweist, daß das Apostolikum bis zu den Zeiten Friedrich Wilhelms III. für unsere Gottesdienste wie für die kirchlichen Handlungen einen integrierenden Bestandteil nicht gebildet hat, um dann eingehend zu erörtern, wie wir heute alle bis tief in die positiven Kreise hinein dem Bekenntnis gegenüber eine gebrochene, umdeutende und kritische Haltung einnehmen. Im Weiteren werden dann die praktischen Konsequenzen und Unmöglichkeiten besprochen, die sich aus der Durchführung eines Bekenntniszwangs im kirchlichen Leben ergäben. Tritt in diesen polemischen Ausführungen die Halt- und Gedankenlosigkeit jener Forderung einer scharfmacherischen Orthodoxie deutlich und überzeugend zu Tage, so entbehren die positiven Vorschläge und Ansichten des Verfassers doch nicht einer gewissen Verschwommenheit: die Gesinnung, nicht Begriffe und Gedanken, die Grundsätze der Reformation, nicht der Inhalt ihrer Bekenntnisse, die religiösen Elemente, nicht ihre theologischen Formulierungen sollen das Gemeinsame und Bindende sein! Gut. Wenn das nur so einfach und reinlich zu trennen wäre! Hier liegt das Problem. Und können wir denn heute für unsere Religion — wenigstens für unsere kirchliche Religionspflege — der Theologie, d. h. des Durchdenkens, Sichtens und gedanklichen Formulierens des religiösen Rohstoffes entbehren?

Tribukait

Am Sterbelager der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate. Von Paul Ebert, Pastor an der Immanuelskirche zu Hamburg-Veddel. Leipzig, Dörffling und Franke 1913. 136 S. 2 Mk.

Jedenfalls wohnt dieser Schrift insofern ein großer geschichtlicher Wert inne, als sie die von den Rednern selbst durchgesehenen Stenogramme der Reden in der Hamburgischen Kirchensynode am 19. Dezember 1912 bringt. Hier haben besonders die bedeutungsvollen Worte des Hauptpastors D. Hunzinger einen bleibenden Wert.

Unter dem, was der Verfasser selbst sagt, erscheint mir als das Beste ein kurzer Abschnitt auf S. 35, wo gut und treffend gezeigt wird, daß das Christentum seinem echten Wesen nach Gotteserlösung ist, Erlösung des Menschen durch Gott, nicht Selbsterlösung. Hier vermag ich meine Glaubens-Einigkeit mit dem Verfasser zu erkennen, während freilich der Verfasser durch seine Theologie daran gehindert wird, diese Glaubens-Einigkeit zwischen ihm und uns zu merken. Denn ganz verfehlt und schwach ist der darauf folgende Versuch, den kirchlichen Liberalismus als eine „Religion der Selbsterlösung" nachzuweisen. Der Verfasser hätte, wenn er uns genauer zu verstehen im Stande wäre, hinsichtlich recht Vieler unter uns Liberalen guten Grund zu „jauchzen", da auch wir nur durch die Gnade Jesu Christi Gottes Kinder zu sein glauben.

An sich nicht unrichtig ist auch, was Pastor Ebert auf S. 32 im Anfange des Abschnittes 6 aus seiner frühern Schrift „Die Kirchenfrage in Hamburg" wiederholt, daß auch in der katholischen Kirche sowohl die Heilige Schrift als auch die Gnade Gottes in Christo Jesu anerkannt wird. Aber abgesehen davon, daß, wie schon D. Hunzinger gezeigt hat, (S. 33) für die katholische Kirche die freie Gnade Gottes doch kein „maßgebender Faktor" der katholischen Lehre ist, so bewegt sich Ebert in einer schier unglaublichen Unklarheit, wenn er nun aus dieser seiner richtigen Erkenntnis die Folgerungen ziehen will. Da konnte er ja gewiß von seiner Erkenntnis aus wünschen, daß in der Verpflichtungsformel noch einige Punkte erwähnt würden, die einen noch schärferen Gegensatz gegen die katholische Kirche bedeuten, etwa das evangelische Lebensideal in seiner die irdischen Güter und Ordnungen anerkennenden Eigenart. Diese Folgerung aus seiner Kritik der neuen Verpflichtungsformel wäre berechtigt gewesen. Aber was tut er statt dessen? Er wünscht noch einige Zusätze, die solche Dinge erwähnen, die nicht nur von einigen Katholiken, sondern von allen ganz ausdrücklich anerkannt werden, als ob dann unsere Kirche besser gegen „die katholische Gefahr" gesichert wäre. Diese innere Unklarheit Eberts hat auch schon D. Hunzinger in treffender Weise gekennzeichnet.

Es begegnet nun auch dem Verfasser, daß er in einer kritischen Anmerkung (S. 80) zu einer Ausführung von Hauptpastor D. Rode sich gründlich verhaut. Rode hatte mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß Paulus im Galaterbrief unter einem „andern Evangelium" gerade ein gesetzlich belastetes verstehe, und hatte daran die Bemerkung geknüpft, „wir sollten uns von alten Satzungen nicht wiederum binden lassen". Dazu bemerkt Ebert: „Das reine unverfälschte Evangelium wird für Satzung erklärt! Ein Doktor der Theologie, der Gesetz und Evangelium vertauscht." Begreift Ebert es denn garnicht, daß auch das Evangelium mit dogmatischen Vorstellungen verbunden sein kann, die nicht direkt erlebt werden können und die zu Satzungen werden, sobald man ihre Anerkennung anders, als auf dem Wege eigener Erfahrung, fordert? Eine Forderung „Du sollst das Evangelium anerkennen, auch ohne von seiner frei machenden Kraft ergriffen zu sein" wäre an sich schon eine Satzung: und hier handelt es sich noch dazu um eine bestimmte zeitliche Lehrform, mit welcher das Evangelium verbunden wird, die damals selbstverständlich war, heute nicht.

Aber alles das sind Kleinigkeiten gegenüber der Unklarheit und Haltlosigkeit, welche Ebert auf S. 34 verrät. Diese Stelle scheint mir der schwächste Punkt in der ganzen Schrift Eberts zu sein: diese Stelle enthüllt, daß dem Verfasser jedes feste Fundament für seinen Standpunkt fehlt. Ganz vortrefflich hatte D. Hunzinger gesagt: „Der Unterschied zwischen der katholischen und der lutherischen Kirche besteht nicht nur darin, daß unsere Kirche andere Glaubenslehren hat, sondern darin, daß sie die Glaubensgegenstände auf andere Weise hat, als die katholische." Dem gegenüber behauptet nun Ebert, daß „die katholische Kirche die großen Zentralwahrheiten nicht anders als wir" habe, daß wir „darinnen mit ihr einig seien". Was denkt er sich bei dieser unerhörten Behauptung? Die katholische Kirche hat die Punkte, die Ebert hier meint, auf Grund ihrer Anerkennung der unfehlbaren kirchlichen Tradition, der Konzile. Das ist wenigstens ein in sich klarer Standpunkt. So kann Ebert als evangelischer Christ diese Stücke nicht haben. Will er diese Stücke nun etwa, wie Pastor Möller seiner Zeit im Evangelischen Gemeindeblatt wollte, auf die Tätigkeit der menschlichen Geschichtswissenschaft gründen, so hat er sie jedenfalls anders, als die katholische Kirche, und er hat sie dann nur mit relativer Gewißheit, weil „aus eigener Vernunft und Kraft". Ebert lasse sich einmal durch Luther, Kirchenpostille, Erl. Ausgabe Band 13, S. 182—184 belehren: „Darum muß dirs Gott ins Herz geben, das ist Gottes Wort, sonst ist es ungeschlossen." Die ganze ungeteilte Wahrheit von der Gnade Gottes in Christo wird nur unbedingt gewiß, wenn sie im Herzen erlebt ist. So haben wir unsern einheitlichen Glaubensgegenstand „anders", als Rom!

Arnold Köster

Die Organisation der römischen Kurie. Von Erwin Ruck. Tübingen, J. C. B. Mohr 1913. 79 S. 2 Mk.

Ein guter, klarer, in die Sache eindringender Ueberblick. Es ist dem Verfasser zu gut gekommen, daß heute, über sieben Jahre nach dem Erlaß der Bulle Sapienti consilio, nicht nur eine Anzahl von wissenschaftlichen Streitfragen geklärt ist, sondern auch der tatsächliche Erfolg der Neuordnung sich einigermaßen beurteilen läßt. In seiner Darstellung hat Ruck, um dem Leser das Verständnis zu erleichtern, bei der Vorführung der kurialen Behörden die in dem Gesetz innegehaltene Reihenfolge verlassen und eine Aufzählung nach sachlichen Gesichtspunkten bevorzugt. Das ist nicht ganz ohne Bedenken. Die Bedeutung, die der einzelnen Kongregation nach dem Urteil der Kurie selbst zukommt, gelangt so nicht zum Ausdruck. Ich zweifle z. B., ob Jemand, der zum ersten Mal von diesen Dingen erfährt, auf Grund von Rucks Wiedergabe sich über die beherrschende Stellung der Konsistorialkongregation vollkommen klar wird. Hängt es vielleicht damit zusammen, daß Ruck selbst unterlassen hat, hervorzuheben, wie diese Kongregation neuerdings ihren Wirkungsbereich ausdehnt? Ich denke an die sogenannte „kleine" Indizierung. Sonst möchte ich nur beanstanden, was Ruck über die Congregatio pro negotiis ecclesiasticis extraordinariis**) sagt. Er schreibt: „sie wird grundsätzlich in allen wichtigen Fragen der Politik herangezogen, und ihr Rat wiegt schwer als Rat der befähigtsten Politiker an der Kurie." Mir ist von Jemand, der es wissen muß, etwa das Gegenteil versichert worden. Wird Merry del Val das Bedürfnis haben, den in dieser Kongregation sitzenden Rampolla möglichst häufig zu sehen? Gilt es nicht immer als Ereignis, als eine Art Wetterzeichen, wenn Rampolla einmal wieder über Politik gehört wird?

Bei der Beurteilung der Neuordnung sucht Ruck den Beifall, der ihr gezollt worden ist, abzuschwächen. Er weist mit großem Scharfsinn nach, daß die Trennung von Justiz und Verwaltung tatsächlich doch nicht durchgeführt, die Zuständigkeiten nicht ganz reinlich geschieden, auch sonst noch manches Ueberflüssige beibehalten worden ist. Grundsätzlich ist er damit gewiß im Recht. Aber er unterschätzt wohl die Schwierigkeiten, die einer reinlichen Abgrenzung der Gebiete gerade auf dem Boden des katholischen Kirchenrechts im Wege stehen. Ich glaube, seine eigenen Vorschläge beweisen das. Wenn nach seinem Wunsch etwa die Sakraments- und Ritenkongregation zusammengelegt worden wären, so hätte sich an dieser Stelle geradezu eine Riesenarbeit aufgehäuft. Und wollte man die Selig- und Heiligsprechungsprozesse an die Signatura überweisen, so hätte diese Behörde, trotz des gleichen Namens Prozeß, zwei ganz verschiedenartige Aufgaben zu lösen gehabt.

Gefreut habe ich mich über die Art, wie Ruck am Schluß das Schlagwort von der „Spiritualisierung" des katholischen Kirchenrechts durch Pius X. behandelt. Wer es bis jetzt noch nicht wußte, dem hat doch vielleicht die Gewerkschaftsenzyklika die Augen darüber geöffnet, worauf die „Spiritualisierung" hinaus läuft.*)

Karl Holl

---

*) Vgl. Jahrgang 1910 Nr. 9: Die Reform der Kurie durch Pius X. D H

**) Congregatio ist der Name für die Ausschüsse des Kardinalkollegiums zur Erledigung einzelner kirchlicher Angelegenheiten. Der oben genannten Kongregation liegt neben der Congregatio Immunitatis ecclesiasticae die Wahrung kirchlicher Privilegien gegenüber dem Staate ob. D H

Geist des Ostens. Monatsschrift für Asiatenkunde. 1. Jahrgang 1913. Herausgeber: Dr. Hermann von Staden. München, Verlag des Ostens. Vierteljährlich 2,50 Mk.; einzelne Hefte 1 Mk.

Eine Zeitschrift für asiatische Völkerpsychologie tritt hier ins Leben. Sie will die Erforschung und Kenntnis der Denkart, des Empfindungslebens und des Strebens der Völker Asiens in der Vergangenheit und Gegenwart fördern helfen. Nicht um eine fachwissenschaftliche Zeitschrift mit rein gelehrtem Charakter handelt es sich dabei, sondern um ein Unternehmen, das sich an die breiteste Oeffentlichkeit wendet und möglichst weite Kreise unseres Volkes für die Völker Asiens interessieren möchte. Der ganze Weltteil soll dabei berücksichtigt werden. Dieses Streben kommt auch in dem Inhalt der Aufsätze zum Ausdruck; sie führen uns in die Türkei und nach Arabien, nach Indien und zu den Mongolen, nach China und ins Land der aufgehenden Sonne. Sie sind leicht verständlich geschrieben und doch nicht gehaltlos. Ein großer Stab von Mitarbeitern aus den verschiedensten Berufskreisen hat sich dem Herausgeber zur Verfügung gestellt, darunter eine Reihe von Namen mit gutem Klang wie z. B. Erwin von Bälz, Hans Haas, Heinrich Hackmann, Ernst Jäckh, Heinrich Kern, Karl Lamprecht, Franz von Liszt, Paul Rohrbach, Leopold von Schröder, Admiral von Truppel. Besonders wertvoll wird auch die Mitarbeit von Deutschen sein, die unter Asiens Völkern selbst wohnen, wie der Versuch, Asiaten zum Wort kommen zu lassen, der schon in diesem ersten Heft verwirklicht ist. Ein endgültiges Urteil über den Charakter vom „Geist des Ostens“ läßt sich natürlich noch nicht abgeben; aber die Zeitschrift berechtigt zu der Hoffnung, daß sie stets einen weltweiten Blick haben, diesen ihren Lesern mitteilen und ihnen das Verständnis erschließen wird für die gewaltigen Aufgaben, die unser deutsches Volk in der näheren und ferneren Zukunft unter den Nationen Asiens zu lösen hat, die rasch und energisch in Angriff genommen werden müssen, wenn wir Deutsche unsere Stellung als führendes Kulturvolk der Erde pflichtgemäß erfüllen und behaupten wollen. In diesem Sinn sei diese Neuerscheinung als verdienstvolles Unternehmen willkommen geheißen!

Heinrich Kofink

Das große, stille Leuchten. Erzählung von Elisabeth Franke. Frankfurt am Main, Verlag Orient 1912. 144 S. Gebunden 2,50 Mk.

Eine ergreifende, tiefreligiöse Erzählung aus dem Kurleben von Davos bietet uns die noch fast unbekannte Verfasserin, schlicht und ernst, zuweilen auch mit feinem Humor, wohl nach eignem Erleben erzählt. Hie und da wirkt die Briefform nicht ganz natürlich, doch folgt man immer mit tiefem Interesse der Schilderung der verschiedenen meist tragischen Menschenschicksale, die sich in der Abgeschiedenheit der Lungenheilstätte vollenden.

Margarethe Ranft

Kleine Mitteilungen. Es ist uns auch in diesem Jahre wieder das W.-S.-Vorlesungsverzeichnis der Hochschule für Frauen in Leipzig zugegangen. Wenn man uns Interesse für diese Anstalt zutraut, so irrt man nicht. Aber wozu legt man uns immer wieder dieses Dokument eines engen Bildungsbegriffs vor, der jede Beschäftigung mit Religion und Religionsgeschichte ausschließt? Der erste Satz über den Zweck der Hochschule lautet: sie will „allen nach Bildung strebenden Frauen eine verständnisvolle Teilnahme am Geistesleben unsrer Zeit und unsers Volkes ermöglichen.“ Und Religion spielt in unserm heutigen Geistesleben keine Rolle? Wie platt, wie kurzsichtig. Oder scheut man den „konfessionellen“ Unterschied?

Das ists ja gerade, was man darbieten mußte: Vorlesungen über Konfessions- und Religionskunde. Auf welcher Basis? In Leipzig auf protestantischer natürlich, die sehr wohl jene „Voraussetzungslosigkeit“ der methodischen Behandlung gestattet, welche überhaupt möglich ist. Also fort mit der zopfigen Maxime: Ueber Religion darf nicht gesprochen werden.

Die Korrespondenz des Evangelischen Preßverbands zu Berlin versendet in ihrer Nr. 15 folgende Mitteilung über den Pariser Weltkongreß: „Auf dem Pariser Kongresse für religiösen Fortschritt ist auch besonders der Anteil Frankreichs an der religiösen Freiheit behandelt worden und dabei u. a. der Albigenser, der Waldenser, der Margarete von Navarra, Calvins, Voltaires, Rousseaus und Quinets gedacht worden. Daß die Zusammenstellung eine etwas bunte ist, scheint man selbst gefühlt zu haben. Die Redner gaben zu, daß die Beweggründe dieser verschiedenen Vorkämpfer der Gewissensfreiheit verschiedene gewesen seien und sie nur in einem einig waren, die Allmacht der katholischen Kirche zu bekämpfen. — Diese Verschiedenheit der Beweggründe ist ja aber gerade das Wichtige. Wenn ein Calvin und andere tiefreligiöse Geister die Herrschaft der katholischen Kirche bekämpften, weil sie in ihr eine Verdunkelung des wahren Evangeliums erblickten, so ist dies allerdings ganz etwas anderes, als wenn ein Voltaire seinen traurigen Spott über das Religiöse überhaupt ausgießt. Es erscheint deshalb nicht gerechtfertigt, innerlich so vollständig verschiedene Geister vor den gemeinsamen Wagen der religiösen Befreiung spannen zu wollen. Dem Siege des Evangeliums wird durch solche unklare Gedankenvermengung jedenfalls nicht gedient.“ Der dies schrieb, hat weder selber dem Kongreß beigewohnt noch einen zuverlässigen und ausführlichen Bericht vor sich gehabt. Aber ganz abgesehen davon, man lege sich doch die einfache Frage vor: Wer dient dem Reiche Gottes mehr — der schnell mit leicht verantwortender Feder solche Urteilssprüche in Umlauf setzt, oder der am Orte und zu Menschen aller Zungen und vor vollster Oeffentlichkeit sein christlich-protestantisches Zeugnis von dem ablegt, worauf es ihm ankommt?

R

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. G. Weiß in Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—3. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Donnerstag 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Welche Verpflichtung haben wir zur Politik?** Rade.

Freitag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Welche Grenzen der Lehrfreiheit müssen wir uns selbst setzen?** Mulert.

Donnerstag Vormittag 9 Uhr Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Versammlungskalender

4.—30.	August	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
5.—12.	„	Naturwissenschaftlich-naturphilosophischer Kursus des Keplerbundes Godesberg
11.—16.	„	Ferienkursus für staatsbürgerliche Erziehung Jena
17.—24.	„	Pädagogische Woche Mainberg
20.—23.	„	Internationaler Friedenskongreß Haag
1.— 7.	September	Theologische Woche Mainberg
8.—11.	„	Deutscher Pfarrertag Dessau
7.— 8.	Oktober	Pastoraltheologische Konferenz für Westfalen Unna

Heute am 3. August wurde unsre geliebte Mutter, Schwiegermutter, Grossmutter, Tante

Frau Clara Foerster, geb. Gaupp

Witwe des Ministerialdirektors Dr. Franz Foerster, von den Leiden ihres Alters durch einen sanften Tod erlöst. Sie starb kurz vor Vollendung des 85. Lebensjahres im Hause ihrer Tochter nach einem reichen, gesegneten Leben.

Wernigerode a. H., Hamm i. W., Worms a. Rh., Frankfurt a. M.

3. August 1913

***Max Westphal,** Generalmajor z. D., und **Frau Helene,** geb. Foerster*
***Reinhart Foerster,** Geh. Justizrat und Oberlandesgerichtsrat, und **Frau Johanna,** geb. Bach*
***Paul Foerster,** Oberstleutnant beim Stabe des Grossh. Hess. Inf. Regiments (Prinz Carl) Nr. 118, und **Frau Molly,** geb. Marx*
***D. Erich Foerster,** Pfarrer, und **Frau Ilse,** geb. Fraas*

An unsere direkten Abonnenten!

Wir bitten unsere direkten Abonnenten, uns freundlichst auf einer Postkarte mitzuteilen, ob ihnen die frühere Zusendung der Christlichen Welt, **zweimal** gebrochen und im **Streifband,** oder die jetzige, **einmal** gebrochen und **im Couvert,** lieber ist.

Marburg i. H. **Verlag der Christlichen Welt**

Jüngere staatlich geprüfte **Lehrerin** für Lyceen sucht Stellung zum 1. Oktober in feinem Hause.
Adelheid **Krüger,** Pfarrhaus **Beyendorf,** Post Dodendorf.

Villa Sonneck am Rotenberg
Marburg, mit großem Garten und herrlicher Aussicht ins Lahntal, empfiehlt sich als Sommerfrische. Pensionspreis 3.50 bis 4 Mk. pro Tag.

Haus Hildebrand am Kellersee,
auch dicht am Walde gelegen, bietet Erholungsuchenden freundlichen Aufenthalt.
Eutin (Holsteinische Schweiz)

Sorengo bei Lugano
Erholungsbedürftige Damen und junge Mädchen finden liebevolle Aufnahme.
Frl. **Köhler**
Elektrische Bahnverbindung mit Lugano.

Pastorenbraut, musikalisch, 26 Jahre, schon selbständigen Pfarrhaushalt geleitet, sucht etwa zu Oktober Stellung als **Gehilfin** oder **Vertreterin der Hausfrau.** Angebote **Oldenburg,** postl. U. T. 129.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Nordseebad Hooksiel i. O.
Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Stärkende ozonreiche Seeluft. Großer, schattiger Garten; schöne neu eingerichtete Zimmer. Anerkannt gute Verpflegung. Voller Pensionspreis 3,50 bis 4 Mk. Trinkgelder abgelöst. Prospekt frei.
Erholungsheim Rüßmann.

Blunck & v. Boehn's Privat-**Handelsschule** CASSEL Prospekt

Cand. min., zurzeit mit grösserer wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt, sucht für 1. Oktober oder später Tätigkeit als Hilfsprediger oder Pfarrer im In- oder Auslande. Anfragen unter L 10 an den Verlag.

Vormals katholischer Geistlicher, seit 8 Jahren evangelisch und in höherer Privatschule tätig, sucht sofort Stellung als **Redakteur, Anstaltsleiter, Hausvater, Gemeindehelfer** oder sonst etwas. Hülfe dringend nötig, da die Lage sehr traurig ist. Näheres durch den Herausgeber d. Bl.

Die **evangelische Pfarrgemeinde A. B. in Wien** hat beschlossen, sobald wie möglich

zwei Personal-Vikarstellen

zu errichten. Bewerber um diese Stellen, welche mit einem Gehalte von je 2400 K. und 600 Wohnungsgeld verbunden sind, werden eingeladen, ihre gehörig belegten Gesuche bis 1. September 1913 zu richten an

Das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. in Wien I,
Dorotheergasse 18

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 32. Innere Mission und moderne Theologie — Vom Kaiserswerther Verband — Aus der hessischen Landeskirche (Schluß) — Verschiedenes: Theobald Ziegler über die theologischen Fakultäten; Universität Frankfurt; Was ist der Ultramontanismus? ; Frauenschule der Inneren Mission; Dalton-Stiftung.

Theologischer Ferienkursus

Langenschwalbach (Nassau) **6.—8. Oktober 1913**

Vorlesungen: Prof. Bousset-Göttingen: „Das Christentum und der religiöse Synkretismus." — Prof. Niebergall-Heidelberg: „Die moderne Theologie in Predigt und Konfirmationsunterricht."

Abend-Vorträge: Pfarrer Küster-Höchst: „Pfarrer und Volksbildung." Pfarrer Philippi-Wiesbaden: „Der Pfarrer in der neueren Literatur."

Sonntag, 5. Oktober: Begrüßungsabend.

Das Leben ist gemeinsam. Pension 6 Mk., bei mehr als 30 Teilnehmern 5,50 Mk. Kursuskosten 6 Mk. Unterkunft durch die Leitung. Auskunft erteilt **Pfarrer Rumpf-Langenschwalbach.** Baldige vorläufige Anmeldung an ihn erbeten.

Pfarrer **Lieber**-Wiesbaden
Pfarrer **Beckmann**-Wiesbaden
Pfarrer **Rumpf**-Langenschwalbach

Zweiter Dorfkirchenkursus

15.—18. September 1913 in Kramers Berggarten zu Biedenkopf

Montag, den 15. September. Abends 8 Uhr Begrüßung.

Dienstag, den 16. September. Vormittags 8½ Uhr Morgenandacht (von Lüpke) — „Die Bibel im Dorfleben". Die Bibelstunde, ihre Geschichte, Aufgabe und praktische Gestaltung (Fenner); Die Bibel im Gebrauch der Familie, die Bibel in Konfirmandenstunde und Christenlehre (von Lüpke, Goethe) — 8½ Uhr „Die seelische Verfassung unsrer Dorfjugend" (Balzer).

Mittwoch, den 17. September. Vorm. 8½ Uhr Morgenandacht (Hindenlang) — Fortsetzung des Generalthemas „Die Bibel, insbesondere die Bibelstunde und Bibelbesprechstunde in der heutigen Dorfgemeinde: in der religiös-konservativen, nicht gespaltenen Dorfgemeinde (Mahr); in der Dorfgemeinde mit Gemeinschaftsbewegung (Riebeling, Heckenrath); in der mit Industriebevölkerung vermischten Dorfgemeinde und Vorortsgemeinde (Hindenlang, Maurer, Fuchs); Abschluß der Besprechung (von Lüpke) — Nachm. 3 Uhr bei schönem Wetter auf dem Schlosse zu Biedenkopf „Das Volkstum des hessischen Hinterlandes" (Spieß); Besichtigung des Heimatmuseums (Balzer); Schlußwort (Heinrich Naumann) — 8 Uhr „Dorfkirchhof und Dorffriedhof" Lichtbilder (Schlosser, Spieß).

Donnerstag, den 18. September. Vorm. 8 Uhr Andacht (Meyenschein) — „Die Pfingstpredigt" Predigtbesprechung (Fenner) — „Der Pfarrer und das ländliche Genossenschaftswesen" (Meyenschein, Müller) — Nachmittag Besichtigung der Elisabethkirche zu Marburg (Metz).

Anmeldungen bis 1. September spätestens an Pfarrer Balzer in Eckelshausen bei Biedenkopf. Raum für 50 Teilnehmer. Auch Pfarrfrauen willkommen. Pensionspreis 4 Mark. Kursusbeitrag 6 Mark.

Zur Förderung der gemeinsamen Arbeit werden die Teilnehmer gebeten, Wurster „Die Bibelstunde" und Dryander „Die außergottesdienstliche Wortverkündigung" zu studieren. Wir erbitten ferner von den Teilnehmern Pfingstpredigten an Pfarrer Fenner in Binsförth bei Altmorschen bis zum 1. September einsenden zu wollen.

von Lüpke Balzer Spieß Schlosser Fenner

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Unter Mitwirkung von Rudolf Eucken, Otto von Gierke, Edmund Husserl, Friedrich Meinecke, Heinrich Rickert, Georg Simmel, Ernst Troeltsch, Max Weber, Wilhelm Windelband, Heinrich Wölfflin herausgegeben von **Richard Kroner** und **Georg Mehlis.**

Band IV. Heft 2

Abonnementspreis für einen Band von 3 Heften Mk. 10.—
Einzelpreis eines jeden Heftes Mk. 4.50

Inhalt:

Georg Simmel (Berlin): Das individuelle Gesetz. Ein Versuch über das Prinzip der Ethik. — **Friedrich Meinecke** (Freiburg i. Br.): Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier. — **Paul Natorp** (Marburg): Philosophie und Psychologie. — **Karl Vossler** (München): Das System der Grammatik. — **Bernardino Varisco** (Rom): Grundlinien einer Theorie der Erscheinungen. — Notizen.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

In unserm Verlag erschienen bisher:

Die Zustände in Nordschleswig. Von Johannes Tiedje 1909 1.30 Mk.

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr. Von G. Fraedrich 1912 80 Pfg.

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 50 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Soeben erschienen von Dr. med. **Wilhelm Winsch:**

1. **Zur Geschichte meines Ehrengerichtlichen Prozesses.** Preis 55 Pfg.
2. **Ueber Wärmekultur,** eine neue Methode den Körper mit Kraft zu laden, ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen. 4. Auflage. Preis 70 Pfg.
3. **Pri Varmekulture.** Per varme al sane. (Esperanto Ausgabe). Preis 1,60 Mk.

Zu beziehen durch das **Erholungsheim Anker, Henkenhagen,** Kr. Kolberg

---

Jugendheim Charlottenburg

Goethestr 22.

Sprengelsche Frauenschule — Allgemeine Frauenschule

Sozialpädagogisches Seminar — Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. Katalog M 6 gratis.

Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.